2. Aufl. = 00

H. misc. 365 i/1

Jordten

Ansicht der Stadt Lahr gegen dem Schutterthal

...ks die Anhöhe-Stephanienberg, rechts die von Lotzbeck'schen Gebäude, u. Gärten, im Hintergrunde die Ruinen der Geroldsecker Schlösser

Züge teutschen Muthes und Hochsinns

nebst

einigen Gedichten

verschiedenen Inhalts.

Gesammelt

und zur

Ausführung eines wohlthätigen Zweckes

herausgegeben

von

C. V. Sommerlatt.

Erster Theil.

Mit vier Kupfern.

Zweite Auflage.

Ulm, 1823.

Bayerische Staatsbibliothek München

Td/49/150

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

Den Grund der Erscheinung dieses Werkchens haben viele öffentliche Blätter schon erwähnt, und ein im August dieses Jahrs unter dem Titel:

— „C. V. Sommerlatt's Erläuterung, die bey Lahr entstehende wohlthätige Anstalt betreffend, welche durch dessen Ausgabe:
Züge deutschen Muthes und Hochsinns ꝛc. ꝛc. die Grundlage fand"

vorausgegangenes Heftchen, gibt darüber ausführliche Nachricht. Solches ist in allen Buchhandlungen, durch welche diese Sammlung an die resp. Hrn. Hrn. Subscribenten gelangt, im Preis zu 24 kr. zu bekommen.

Hier erlaube ich mir nur noch zu wiederholen, daß zwey Drittheile des reinen Erlöses auf ein Haus verwendet werden, in welchem vorüberreisende, wirklich erkrankte, und dabey mittellose Handwerksbursche — gleichviel welches Landes oder Glaubensbekenntnisses — einst freye Verpflegung finden.

Ferner, daß erst bedeutende Hindernisse (welche die Erscheinung dieses Buchs beynahe um ein Jahr verzögerten) unter mancher Aufopferung besiegt werden mußten, bevor ich meinem vorgesetzten Ziel näher kam; und endlich, daß mehrere allgemein hochgeschätzte Männer mein Unternehmen jetzt und in der Folge nach Kräften unterstützen, so daß fast kein Zweifel über dessen vollkommenes Gelingen mehr obwaltet.

Das glücklich gewählte Mittel zur Beförderung von Menschenwohl, ist also das Hauptverdienst gegenwärtiger Sammlung, welche die Bestimmung hat, nicht blos neue edle Thaten bekannt zu machen, sondern auch das Andenken älterer hoher Züge teutschen Muthes und Hochsinns zu erneuern, deren Wiedererinnerung auch Denjenigen — in der großen Reihe der verehrtesten Hrn. Hrn. Subscribenten — welchen dieselben schon früher bekannt geworden sind, wenigstens nicht unangenehm seyn kann.

Als Fortsetzung erscheint bis Ende 1820. (einzig zur Stütze der wohlthätigen Anstalt im Preis zu 1 fl. 30 kr) der dritte Band, und ich wage hier bittweise die ehrerbietigste Einladung an jeden Menschenfreund, zur gütigen Mitwirkung für die baldige Errichtung und Fortbestand jenes Krankenhauses *), sey es durch freywillige Schenkungen, durch gefällige Vergrößerung der Subscriptionszahl, oder auch

---

*) Bey Lahr im Breisgau, nahe meiner kleinen Anlage Stephanienberg, (siehe Titel-Kupfer.) an der Landstraße, welche nach dem Königreich Würtemberg ꝛc. führt, wird nach Eingang der Subscriptions-Gelder zur Erbauung eines Krankenhauses geschritten; auch läßt sich alsdann erst berechnen, wie viele Leidende alljährlich dort Aufnahme finden können. Doch sollte wider Hoffen die Ausführung durch neue unbesiegbare Hindernisse durchaus unmöglich gemacht werden — dann gebe ich die dahin bestimmten zwey Drittheile des reinen Ertrags meiner Sammlung zu einer andern, der leidenden Menschheit nicht minder nützlichen Anstalt hin.

Der dritte Band dieses Buches liefert hierüber öffentliche Nachricht.

C. V. Sommerlatt.

durch Einsendung geeigneter Beyträge *) zur Aufnahme in diese Sammlung, woselbst die edle That im Bettlergewand vollbracht, neben derjenigen des gekrönten Hauptes Platz findet.

*) Laut bereits schriftlich und mündlich eingegangenen Zusicherungen von ehrwürdigen Männern, erhält die künftig entstehende, wohlthätige Anstalt schon mehrere Stützen auf diesen drey verschiedenen Wegen.

Carlsruhe im Oktober 1819.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite.

I. Rede gehalten am 18. Okt. 1815. (Von L. A. Freyherr von Liebenstein.) = = = 1.

II. Des Herzogs v. Braunschweig Heerzug von Böhmen an die Nordsee. (Von Heinr. Zschocke.) = = 22.

III. Heldentod des Herzogs von Braunschweig bey Quatrebras. (Von F. Sonntag.) = = = 27.

IV Der Guelfen Enkel = = = = 43.

V. Erzählungen. Von dem Grafen F. v. Bismark. = 45.

VI. Bruchstück eines Briefes des Grafen v. B*****. = 53.

VII. Prinz Viktor von Neuwied = = = = 63.

VIII. Erinnerung an zwey Prinzen v. Hohenlohe = 72.

IX. Schwarz von Sonnenburg. (Von H. Zschocke) = 75.

X. Teutscher Frauenmuth. (Von A. Schreiber.) = 97.

XI. Drey edle Fürstensöhne gleichen Namens. (Von F. Sonntag.) = = = = • = 110.

XII. Rettung sechs auf dem Bodensee Verunglückter. (Von Rumpf.) = = = = = 101.

XIII. Joh. Jakob Langenbacher. (Von F. Sonntag.) 118.

XIV. Großmuth der badischen Krieger in Hersfeld = 128.

XV. Zwey Beyspiele edler Thaten badischer Krieger in Spanien = = = = = = 134.

XIV. Erinnerung an Friedrich Ludwig Schröder. = 143.

Seite.
XVII. Magdalena Sibylla, Herzogin von Würtemberg = 149.
XVIII. Edle Züge teutscher Kaiser aus dem östreichischen Hause = = = = = = 158.
XIX. Muth und Hochsinn des Kurfürsten Joh. Friedrich von Sachsen = = = = = 162.
XX. General Schmidt. (Von F. Sonntag.) = = 167.
XXI. H. F. von Krosigk und M. v. Wedell. (Von F. Sonntag.) = = = = = 180.
XXII. Merkwürdige Beyspiele kriegerischen Heldenmuthes neuerer Zeit = = = = = 191.
XXIII. Drey teutsche Frauen. (Von A. Schreiber.) = 200.
XXIV. Gedichte von A. Frieberich, Haug, Schreiber und Sonntag. = = = = = 217.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I.

Worte eines hochgesinnten teutschen Mannes*) gelegenheitlich der zweyten Jahres-Feyer der Leipziger Schlacht den 18ten October 1815.

Verehrte Mitbürger und Freunde!

Als wir heute vor einem Jahre zum erstenmale auf dieser Stätte versammelt waren, die nun auf immer der Jahres-Feyer der Befreyung Teutsch-

*) Diese Rede wurde in gegenwärtiges Buch aufgenommen, nicht nur als Erinnerung der gro-

lands von dem Joche fremder Knechtschaft geweiht ist, da überließen sich die meisten unter uns der süßen Hoffnung, auf eine lange Dauer des beglückenden Weltfriedens, auf eine unabsehbare Folge ruhig-heiterer Tage, unter deren freundlichem Gestirne die Wunden des noch blutenden Vaterlandes heilen, sein zertretener Wohlstand aufs neue grünen und blühen würde; beschirmt von der Aegide einer weisen und festen Verfassung, die wir aus den Händen der zu Wien vereinigten Herrscher dankbar zu empfangen hofften. Nur Wenige unter uns, die das Wesen ihrer Zeit in seinem Innersten tiefer begriffen hatten, hegten Ahnungen und Vorgefühle, durch deren laute Verkündigung sie den allgemeinen Jubel nicht stören mochten. Aber mit Schaudern erblickten sie da, wo die Fürsten wohlmeinend die Keime zu dem langen Glücke ungestörten Friedens gelegt zu haben glaubten, nur eine neue Aussaat von Blut und Thränen. Der mächtige Geist, der im Sturme durch diese Zeit schreitet, die tiefsten Elemente des Lebens aufregend, will jedes Volk, das seine Stimme zu hören vermag, an ein Ziel führen, wo es in der vollen, ungehemmten Entwicklung aller seiner geistigen und leiblichen Kräfte, gesichert nach aussen und stark beruhigt im Innern, sein volksthümliches Daseyn nach allen Rich-

---

ßen teutschen Heldenthaten, welche im Jahr 1815 geschahen, sondern zugleich auch als ein Denkmal des teutschen Muthes und Hochsinns ihres Verfassers des Freyherrn L. A. F. von Liebenstein. (Oberamtmann zu Lahr im Badischen.)

tungen seiner Wirksamkeit hin freudig genieße. In diesem Sinne aber hatten die Herrscher der Welt den Frieden nicht gegeben. Statt allen Völkern ihr volles und strenges Recht rücksichtlos zuzumessen, hatte man ein Mittelding zwischen Recht und Unrecht geschaffen, mit dem schimmernden Mantel der Großmuth seine Blößen bedeckt, und es unter geheimnißvollen Formeln von europäischem Gleichgewicht und von Gemeinschaft der Staaten zur öffentlichen Verehrung der Völker hingestellt; ein neues goldenes Kalb, dessen Anbetung für sie die Quelle neuen und unerschöpflichen Heiles seyn sollte. Verwundert sahen es die Völker, und mochten sich kaum zur Verehrung des neuen Götzen entschließen. Zürnend aber schüttelte der Zeitgeist sein Haupt, zürnend, daß beschränkte Menschen-Weisheit es wagen mochte, mit ohnmächtiger Hand in die Speichen seines rastlos rollenden Rades zu fallen, und seinem großen Schaffen ihre Zwerggeburten unterzuschieben. Zürnend bereitete er dem nichtigen Werke schnellen Untergang aus der Mitte des Volkes heraus, zu dessen alleinigem Vortheil es aufgebaut war.

Auf seiner Felsen-Insel saß Napoleon Bonaparte, und sah mit stillem Entzücken der Wendung zu, die die Dinge in Frankreich nahmen. Nach mehr als zwanzigjährigem Herumirren hatte das schon fast vergessene Königsgeschlecht der Bourbonen den Thron seiner Väter wieder bestiegen. Der König selbst, wohlmeinend und gemäßigt, hoffte durch Anwendung

sanfter Mittel den Sturm zu beschwören, der rings um die Stufen seines Thrones brauste. Aber die Wuth der empörten Elemente forderte einen kräftigern Steuermann. Durch fünfundzwanzig-jährigen innern Aufruhr und äußern Krieg hatten die hervorragenden Leidenschaften dieses Volkes, Eitelkeit und Habsucht, sich zu einer furchtbaren Größe ausgebildet. Der Gedanke von den bisher so tief verachteten Teutschen besiegt zu seyn, war ihnen unerträglich, und die Zumuthung, daß sie fernerhin nicht mehr auf Raub ausgehen, sondern ihr Brod gleich andern durch Arbeit redlich verdienen sollten, erschien ihnen als die tiefste Kränkung ihrer National-Ehre. Weil nun die Sieger nicht gewagt hatten, sich bey ihnen als Sieger zu betragen, so war schnell das Andenken an ihre Niederlagen vergessen. Was das Schwerdt ihrer Feinde gethan hatte, schien ihnen nur die Furcht innern Verraths. Die Großmuth, die ihnen wiederfahren war, nahmen sie höhnisch als ein Geständniß der Schwäche und Furcht ihrer Gegner; und kaum hatten diese den Rücken gewandt, so war in jedem französischen Herzen der Entschluß fertig, ihnen schnell zu folgen, und volle Rache für die Frankreich zugefügte Unbill zu nehmen. Mit Wuth und Verachtung blickten die Soldaten und jene Horde, die mit ihnen auf Raub auszugehen pflegte, auf die Bourbonen, deren friedfertiger Sinn ihnen als das einzige Hinderniß erschien, das sie abhielt ihren Durst nach Rache zu kühlen.

Mit den Bourbonen war aber auch eine Zahl von Menschen nach Frankreich gekommen, deren Absicht und Streben mit der Erhaltung der Ruhe schlechthin unverträglich war. — Alte Edelleute, die vor fünf und zwanzig Jahren, als es für sie rühmlich gewesen wäre, in der Vertheidigung des Throns und ihrer Vorrechte mit den Waffen in der Hand zu fallen, in alle Länder der Erde geflohen waren, und jetzt zurück kamen, wie aus dem Grabe erstanden, die Mumien einer vergangenen Zeit, um mit zitternder Hand nach dem längst verlornen Besitze zu greifen. — — Priester, die für jetzt sich begnügen wollten, die verlorne Herrschaft über die Gemüther wieder zu gewinnen, um auf diesem Wege später aber unfehlbar wieder zu altem Ansehen und Reichthum zu gelangen. Die Prinzen selbst des königlichen Hauses beschützten diese verschollenen Ansprüche durch Wort und That, und die schwache Stimme des alten Königs verhallte ungehört in diesem allgemeinen Brausen und Tosen kämpfender Elemente. Dem ruhigen Bürger wurde bange für seinen friedlichen Besitz, der Aufgeklärte fürchtete den nahen Untergang alles dessen, was als ein kostbarer blutig errungener Gewinn aus den Gräueln der langen Umwälzung hervorgegangen war. So wandten sich alle Blicke wieder nach dem Tyrannen auf Elba, der, als er die politische Freyheit der Franzosen fast bis auf die letzte Spur vertilgte, doch klug genug gewesen war, ihnen die bürgerliche unangetastet zu lassen, die sie in den innern Stürmen errungen hatten.

Unterdessen hatten die französischen Gesandten zu Wien mit jener Kunst, worin sie unerreichbar sind, zwischen den verbündeten Herrschern, den Saamen der Zwietracht ausgestreut, und als die Saat in vollen Halmen zu stehen schien, da riefen sie laut nach ihrem Abgott, Napoleon Bonaparte! Und er kam. Uebel gehütet von denen die das Amt seiner Bewachung für Europa übernommen hatten, landete er den 1. März mit tausend Getreuen an den Küsten der Provence, und zog aus, um ein Königreich von sechsundzwanzig Millionen Einwohnern zu erobern. Jubelnd zogen ihm die Kriegsschaaren entgegen, die der König aussandte, ihn zu bekämpfen, und reihten sich unter seine Fahnen. Die Führer brachen ihre kaum beschwornen Eide, und wandten sich frohlockend dem neu aufgehenden blutigen Glückssterne Napoleons zu. Seine Adler flogen von Thurm zu Thurm, und schon nach zwanzig Tagen ließen sie auf dem hohen Dom von Notredame sich nieder, und bestieg er den Thron des heiligen Ludwigs wieder, für dessen Erhaltung keiner seiner Verfechter einen Tropfen Bluts hatte vergießen mögen.

Staunend sahen die Völker diese schnelle und furchtbare Erfüllung ihrer Ahnungen. Bestürzt vernahmen die Herrscher zu Wien die Kunde von dem plötzlichen Zusammensturz ihres für ewig geachteten Werks. Gedenkend des Elends, das dieser Mensch in neun langen Jahren der Schmach über sie und ihre Völker gebracht, schaudernd bei dem Gedanken

an die Möglichkeit der nahen Rückkehr dieses größten aller Uebel, vergaßen sie ihrer Zwiste, schlossen sich zu neuem Bunde zusammen, sprachen die Acht aus über den Feind des menschlichen Geschlechtes, und setzten ihre zu schlimmerm Kampfe gerüstet stehenden Heere in Bewegung gegen die Grenzen Frankreichs.

Ehe noch hier das blutige Waffenspiel begann, während die Heere wie Gewitterwolken heran zogen, und Bonaparte in rastloser Thätigkeit die inneren Verhältnisse seines neuen Reiches ordnete, eröffnete sich in den schönen Gefilden Italiens ein Vorspiel, dessen Ausgang das Ende des großen Trauerspiels, ermuthigend für uns, grausenvoll für die Franzosen, verkündigte.

Joachim Murat, Beherrscher Neapels, dem sein Schwager Napoleon frühern Treubruch längst verziehen hatte, um ihn für das Gelingen seiner neuen Entwürfe zu benutzen, besorgt für die Krone, die er noch, der letzte der Napoleoniden, trug, bauend auf ein zahlreiches wohlgerüstetes Heer, auf die Schwäche der österreichischen Streitkräfte in Italien, auf die Stimmung der Völker Italiens, die die Vereitelung mancher nicht ungerechter Hoffnungen nur mit Schmerz ertrugen, brach in den letzten Tagen des Märzmonats plötzlich zu unerwartetem Angriffe hervor. — Schnell aber scheiterte sein verwegenes Unternehmen an seiner eigenen Unfähigkeit zur Ausführung großer

Entwürfe, an der äußersten Feigheit seiner Soldaten, an der Tapferkeit der östreichischen Krieger und der Klugheit ihrer Feldherrn. Anfänglich auf gemessene feste Vertheidigung sich beschränkend, sammelten sie schnell die zur Hülfe herbeyeilenden Schaaren, giengen dann zu raschem kräftigen Angriff über, schlugen und zerstreuten die zahlreichern Banden Murats in einzelnen ruhmvollen Gefechten, und hätten bald keine andern Schwierigkeiten mehr zu überwinden, als die ihnen die bahnlosen Päsße der Apenninen entgegen setzten. Nach fünfzig Tagen eines glänzenden Feldzuges zog der muthige Feldherr Bianchi als Sieger in Neapel ein. Murat war mit wenigen Begleitern entflohen, sein Weib, seine Kinder, seine Schätze fielen in die Gewalt der Sieger, und die Bourbonen bestiegen auch hier wieder einen Thron, dessen Verlust sie meist eigner Schwäche, dessen Wiedergewinn aber allein fremder Kraft zu verdanken hatten.

Bald darauf fand Napoleons alter Waffengefährte und Rathgeber, Alexander Berthier, zu Bamberg einen schaudervollen Tod. Bonaparte vernahm das Nahen der Eumeniden, er hörte eiserner Füße Tritt, und wollte seinem Geschick entrinnen, indem er die Schrecken des Krieges über die Grenzen seines bedrohten Reiches hinaus trug. In den fruchtbaren Gefilden Belgiens stunden zwey hochberühmte Feldherrn bereit und harrten seines Angriffs — der Britte Wellington, dessen Namen sechs glorreiche Feldzüge gegen die Unterdrücker Spaniens und die Befreyung

dieses Reiches mit unvergänglichem Ruhm umstrahlten, und unter ihm 100,000 tapfere Krieger, theils Veteranen, die mit ihm sechs Jahre hindurch auf spanischem und französischem Boden geblutet und gesiegt hatten; theils neugebildete Schaaren, voll des Verlangens, den Ruhm ihrer ältern Waffenbrüder zu theilen. Neben ihm der Teutschen Sturmherzog, der alte Löwe Blücher, und mit ihm mehr als 100,000 jener ruhmgekrönten Preußen, die stolz auf kaum errungene herrliche Triumphe vor Begierde brannten, neue Lorbeern auf der blutigen Bahn des Sieges zu brechen. Am Oberrhein stunden unter der Leitung des erprobten Feldherrn Schwarzenberg mehr als 250,000 tapfere teutsche Krieger, zur Hälfte Oestreicher, die andre Hälfte Bayern unter dem kühnen Wrede; Würtemberger und Hessen unter jenem heldenmüthigen Kronprinzen, an dessen allverehrten Namen sich so viele theure Hoffnungen seines Volkes knüpfen, und jene prächtige Schaar vaterländischer Krieger unter einem würdigen hochgeachteten Führer. — — —

Napoleons erster Angriff galt Belgien. Dort rechnete er auf eine günstige Volksstimmung. Hatte er dort die beyden großen Feldherrn besiegt, und das Land gewonnen, so wollte er hervorbrechen an den Rhein und Provinzen wieder erobern, deren Verlust die französische Eitelkeit nicht verschmerzen kann. — War auch dieß gelungen, so gedachte er dann die Schrecken seiner Waffen zu uns herüber zu tragen, und blutige Rache an denen zu nehmen, die ihn zu

besigen gewagt. Am 15. Juni brach er mit 160,000 Mann wuthentbrannter Krieger über die Sambre hervor und auf die Vorhut des preußischen Heeres los. Diese zog sich in kühner Haltung fechtend auf das Hauptheer zurück, geführt von Ziethen, einem würdigen Erben des Namens jenes kühnen Feldherrn des großen Friedrichs. Unterdessen sammelte Blücher rückwärts die heraneilenden Heldenschaaren. Den folgenden Tag stürzte sich Bonaparte mit ganzer Kraft auf das preußische Heer, dessen Abtheilungen noch nicht alle versammelt waren. Mit unerschütterlichem Muthe wehrte der alte Held den grimmigen Andrang des übermächtigen Feindes ab. Als die Nacht hereinbrach, und die sehnlich erwartete Hülfe immer ausblieb, als er mit Aufopferung seines eigenen Lebens das äußerste versucht hatte, den wankenden Sieg zu fesseln, und nur durch ein Wunder aus der größten Gefahr seinem Heere und dem Vaterlande gerettet hervorgegangen war, da beschloß er endlich ungebeugt und nichts als neue Kämpfe denkend den Rückzug, den er ausführte gleich jenem Virgilischen Löwen, den eine Schaar von Jägern umringt, und mit feindlichen Geschossen bedeckt, der langsam zurückweicht, seinen Verfolgern stets das furchtbare Antlitz zugewandt, dem Zorn und Stolz nicht zulassen, ihnen den Rücken zu zeigen. *)

---

*) Aeneis lib. IX. Vers 792. seq.

— — — — Ceu seevum turba leonem
Cum telis premis infensis; ad territus ille,

Am nemlichen Tage hatte die schnell gesammelte Vorhut des Wellingtonschen Heeres, unter dem kühnen Prinzen von Oranien, dem würdigen Enkel der Wilhelme, ein blutiges Gefecht gegen eine Abtheilung des französischen Heeres unter Ney bestanden, und hier war es, wo der edle Herzog von Braunschweig fiel, das kühne Wollen seines Herzens gegen den gehaßten Feind behauptend, ein frühes tiefbetrauertes Opfer für die heilige Sache Teutschlands. Wellington folgte am 17. dem Rückzug Blüchers, und nahm eine Stellung vor dem Walde von Soignes, die Heerstraße nach Brüssel vertheidigend. Ihm folgte das französische Heer siegtrunken, und die Thürme von Brüssel hinter dem Walde mit Jubel begrüßend, wo sie die voranfliegenden Adler schon wieder sitzen zu sehen glaubten. Aber im Buche des Schicksals war es anders beschlossen. Ihnen zur Seite, hinter dem Walde, lag der teutsche Löwe, dessen Kraft sie Tags zuvor gebrochen zu haben im Uebermuthe wähnten, verborgen harrend der Stunde, in der er die Geschicke der Welt entscheiden sollte. Sonntags, am 18. Juny, um die Mittagsstunde, führte Napoleon sein Heer zum Kampfe gegen Wellington.

Asper, acerba tuens, retro redit et neque terga
Ira dare aut virtus patitur: nec tendere contra,
Ille quidem hoc cupiens, potis est per tela virosque.
Haud aliter retro dubius vestigia Turnus
Improperata refert, et mens exaestuat ira.

„Da ward ein Angriff und ein Widerstand,
„Wie ihn kein sterblich Auge noch gesehen." *)

Im Gefühle, daß an dem Ausgang dieses Tages sein und Frankreichs Geschick geknüpft sey, leistete Napoleon alles, was Muth und Kunst aufzubieten vermögen, um den Sieg zu gewinnen. Wellington überall gegenwärtig, wo der Kampf am furchtbarsten tobte, ordnete mit unübertroffener Geistesgegenwart und Standhaftigkeit an, was der Augenblick jedesmal erforderte, und wies unaufhörlich sich drängende Anfälle der Uebermacht blutig zurück. — Als aber die Schatten länger geworden, und der Abend herabzusinken begann, als die Reihen seiner Krieger dünne geworden waren, da drohte die fast erschöpfte Kraft zu unterliegen, und Bonaparte bereitete sich eben, die noch frischen Schaaren seiner Hinterhut in den Kampf zu führen, und durch eine letzte große Anstrengung den Sieg zu erzwingen, als der preußische Löwe aus dem Walde hervorbrach, rasch mit weiten Sprüngen gerade in die entblößte Seite und den Rücken des Feindes. Dieser überrascht, aber noch nicht erschüttert, wandte sein Hintertreffen gegen ihn, und bot ihm eine neue Kampfseite, starrend von Eisen und unaufhörlich tödtliches Geschoß schleudernd. — Der Kampf war lang und schrecklich. Endlich fiengen die Reihen der Franzosen an zu wanken; als nun auch Wellington die letzten Kräfte seiner tapfern Krieger aufbot, und zum ra-

*) Schillers Wallenstein.

schen Angriff überging, da bemächtigte sich Schrecken und Verwirrung der feindlichen Schaaren. In wenigen Augenblicken war dieses stolze Heer nur noch eine ungeheure unförmliche Masse, die mit weggeworfenen Waffen floh, in gänzlicher Auflösung ihren Rücken dem Schwerdte der Verfolger darbietend. Bey dem Pachthofe La belle Alliance, von wo aus Bonaparte die ganze Gegend überschauend die Schlacht geleitet hatte, begegneten sich die ruhmgekrönten Feldherrn, sich wechselseitig mit dem hohen Siegernamen begrüßend. Hier befahl Blücher, sein Heer solle die ganze Nacht vorwärts ziehen, und der letzte Hauch von Mann und Roß zur Vertilgung des fliehenden Feindes aufgeboten werden. Freudig beleuchtete der Vollmond das erhabene Schauspiel. Rings umher in Dörfern und Kornfeldern wurden die Franzosen aus ihrer angstvollen Ruhe aufgejagt, und als es wieder tagte, war der größte und entscheidendste Sieg errungen, der je erfochten worden, seit es Krieg und Schlachten auf Erden giebt, waren an 50,000 Franzosen erschlagen oder verwundet, über 20,000 gefangen, alle andere in wilder Flucht zerstäubt, mehr als 300 Kanonen, alles Heergeräthe, alles Gepäcke erbeutet. Dieser Bonaparte, der sich einst nicht geschämt hatte, dem Leichnam Friedrichs des Großen seinen Hut und Degen zu rauben, die dieser, wäre noch Leben in ihm gewesen, gegen den Räuber zu vertheidigen gewußt haben würde, mußte nun selbst erleben, daß sein eigener Hut und Degen mit seinem Reisewagen und seiner Brieftasche eine Beute preu-

ßischer Soldaten wurde. Schauerdurchbebt floh der Corse einsam nach Paris, wo die von ihm berufene Volksversammlung ihn zwang, von dem geraubten Throne schimpflich herabzusteigen. Mit dem rastlosen Feuer, womit sie gefochten, zogen die Sieger nach der stolzen Babel, die kühnen Preußen voraus. Was sich ihnen in den Weg stellen wollte, wurde zerstäubt, und zwanzig Tage nach der Schlacht hielten sie ihren Einzug in die Mauern der bebenden Hauptstadt. Bonaparte floh nach der Seeküste, versuchte vergeblich Entweichung nach Amerika, und ergab sich endlich, von Schrecken betäubt, und seines früheren Ruhms vergessend, den Engländern als Gefangener während der britische Feldherr die Bourbonen zum zweytenmal auf den Thron setzte.

Ihrem hochgesinnten Feldherrn, der das ganz will, was Rechtens ist, verdanken die tapfern Preußen, daß sie dießmal im besiegten Lande als Sieger auftreten durften, daß ihnen nicht zugemuthet wurde, die letzten Pfennige ihres sieben Jahre von den Franzosen ausgeplünderten Landes für ihren eigenen Unterhalt an sie hin zu geben, daß sie auf Feindes Kosten genährt wurden, wie es dem Sieger ziemt: daß die Franzosen einen Theil der in ganz Europa zusammengeraubten Schätze herauszahlen, daß sie die aus Teutschland, den Niederlanden und Italien zusammengeschleppten Kunstwerke, die den Vandalen doch nur Stein und Holz sind, zurück erstatten mußten. Ewig, so lange eine menschliche Zunge in teutscher

Sprache redet, wird daher der Name Blücher hochgepriesen seyn. Bis zu den ersten Anfängen unserer Geschichte hinauf hat noch kein Mann so ganz im Sinne und nach dem Herzen des Volkes so Großes vollbracht. Unter allen Heldennamen der teutschen Nation wird der Name des jugendlichen Greises der gefeyertste seyn, dessen Geist und Muth wir einen Waffenruhm verdanken, der alle frühern Epochen unserer Geschichte an Glanz überstrahlt. Mit ihm wird der ruhmgekrönte Name seines geistvollen Gehülfen Gneisenau in den Mund der spätesten Enkel übergehen; mit ihm werden alle kommenden Jahrhunderte hinabgepriesen und gefeyert werden, jene hochherzigen Heerführer, jene kühnen Krieger, auf deren Thaten das teutsche Vaterland mit Stolz hinblickt. Mit dankbarer Rührung werden alle kommenden teutsche Geschlechter den Schatten der Helden ein Todtenopfer bringen, die im Kampfe bey Ligny und belle Alliance für das Vaterland gefallen, gleich jenen die auf Leipzigs Gefilden Teutschlands neue Freyheit mit ihrem Blute erkauft haben. Nicht minder werden aber auch jene tapfern Kriegsschaaren des südlichen Teutschlands in Ehren gehalten werden, die sich in diesem Kampfe mit Schmerz die Gelegenheit benommen sahen, ihre so oft bewährte Kühnheit und Rüstigkeit in gleichem Glanze strahlen zu lassen, wie die Preußen. Haben sie, verhindert durch Umstände, die zu beseitigen außer ihrer Macht lag, nicht wirken können, wie die kühnen Herzen in ihrer Brust begehrten, so tröste sie das Bewußtseyn, daß wir alle wissen, was sie gelei-

leistet haben würden, wenn ihnen die Bahn des Ruhmes nicht zu früh verschlossen worden wäre.

Wenn ich nun aber auch ein Wort zum Preise des großen brittischen Feldherrn sagen soll, so hemmt mir ein widrig störendes Gefühl den Strom der Rede. Kaum hatte er, der im Kampfe so herrlich erschienen, den feindlichen Boden betreten, so hat er sich in Gesinnung und Bestreben zu unsern Feinden gestellt. Teutsche Krieger in seinem Heere, deren Heimath von den räuberischen, alles Göttliche und Menschliche mit Füßen tretenden Franzosen die unerhörtesten Verwüstungen, die schändlichsten Gewaltthaten hatten erdulden müssen, darbten in dem reichen, von dem Raube ihrer Väter angefüllten Lande. Bey den Friedensverhandlungen hat er nur gegen den Feind Großmuth geübt, uns aber unser Recht vorenthalten. Diese schmerzliche Erfahrung möge uns eine neue Lehre seyn, daß wir endlich aufhören sollen mit dem fremden zu buhlen und Abgötterey zu treiben, daß wir, wenn wir ein Volk seyn wollen, einheimisches Verdienst vor allem in Ehren halten müssen. Als die frohe Kunde von dem herrlichen Siege in den Niederlanden erschollen war, da fanden sich nur allzu viele Teutsche im Waffenrock und im Friedensgewande, die dem Britten die Ehre des Sieges fast allein zutheilen, und das Verdienst des preußischen Helden höchstens als ein beyläufiges und untergeordnetes gelten lassen wollten. Und er, den ihr auf Kosten eurer

genossen verherrlichen wolltet, hat kaum den Degen in die Scheide gesteckt, so nimmt er die Ansprüche unserer ewigen Feinde gegen uns in Schutz, und legt sein hohes Ansehen gegen unsre heiligsten Interessen, gegen unser theuerstes und unveräußerlichtes Recht in die Waagschaale.

Verarge mir niemand, daß die Stimme des Unmuths tief aus meinem Innern heraus sich Luft gemacht. Denn fragt ihr mich: Welches sind denn nun die Früchte so herrlicher Siege für Deutschlands Ruhe und Sicherheit? so muß ich mit Schmerz antworten: Vater Blüchers Mahnung ist in Erfüllung gegangen. Die Federn der Minister haben wieder fast alles verloren, was die Schwerdter der Krieger gewonnen hatten. Preußens ehrwürdiger Staatskanzler hatte zwar zu Paris bestimmt gefordert, was die vereinigte Stimme von fünfundzwanzig Millionen Deutschen als ein unbestreitbares Recht angesprochen hatte. Die Regierungen des südlichen Deutschlands wirkten im guten vaterländischen Sinne, so viel sie sich Gehör verschaffen konnten. Besonders hat der edle Kronprinz von Würtemberg laut und kräftig für Deutschlands Recht gesprochen. Aber Rußlands Kaiser erwog, daß Polen schwerlich an Gebiet gewinnen würde, wenn auch Frankreich Elsas und Lothringen abträte, er sah ein, daß für sein entferntes Reich keine unmittelbare Gefahr daraus erwachsen könne, wenn die Franzosen unsre Grenz-Provinzen und Festungen

behalten, und so spendete er den reichen Schatz seiner Großmuth an dieses Volk aus, dessen Sprache und Sitten er vorzüglich liebt. Englands Minister wollen um jeden Preis, der sie selbst kein Opfer kostet, ein ihnen ganz ergebenes Königsgeschlecht auf dem französischen Throne erhalten. Da der Preis nichts wichtigeres betraf, als Deutschlands Ruhe, Sicherheit und Unabhängigkeit, so konnte die Wahl dieser erleuchteten Staatsmänner keinen Augenblick schwanken. Ueberrascht durch diese unvorhergesehenen Hindernisse, und stets gewohnt, die Erhaltung, oder Herstellung des Friedens jedem andern Vortheil vorzuziehen, entschloß sich Oestreich, seinen Ansprüchen, die zugleich die von Deutschland waren, zu entsagen, und die friedliche Rolle des Vermittlers zu übernehmen, woraus denn endlich hervor ging, daß wir statt zwey schönen Provinzen mit zwey Millionen Einwohnern, zwey Festungen mit kleinen Bezirken, von wohl nicht 100,000 Seelen erhalten.

Diese Entscheidung ist nicht im Sinne der öffentlichen ja der allgemeinen Meinung der deutschen Nation gefallen. Wir alle glaubten, daß wir im Siege nur auf die Aussprüche der ewigen Gerechtigkeit zu hören verpflichtet seyen, keine irdische Macht aber befugt sey, uns zu gebieten, wo wir in der Ausführung unsers Rechts stille stehen sollen. Wir zählten unsere Krieger, die wir nicht für die Interessen eines uns fremden Königgeschlechtes, sondern für eigene Wohlfart, für vaterländischen Ruhm in das

Feld gestellt hatten, und fanden ihrer bey 700,000. Wir zählten die nicht deutschen Krieger, die in diesen Kampf mit ausgezogen waren, und fanden ihrer kaum über 200,000. Wir wußten alle, wie das biedere deutsche Volk zwar aufrichtig Frieden will, aber festen gesicherten Frieden, wie es sein altes unverjährbares Recht laut fordert, wie ihm kein neues Opfer, keine neue Anstrengung zu groß gewesen wäre, um diese Güter, das Ziel alles Strebens seit fünfundzwanzig Jahren, endlich zu erringen. Wir hätten daher gewünscht, unsre Herrscher hätten sich selbst und unsrer Kraft fester vertraut, und von dem, was unser Recht und unsre Ehre erheischten, kein Haarbreit nachgegeben. Da die Würfel aber anders gefallen sind, so werden wir uns mit der Ergebung, die verständigen Männern geziemt, darein fügen. Nur mögen die Mächtigen uns gestatten, daß wir, die wir den gewaltigen Geistesstrom, der durch unsre Zeit dahin braust, besser belauscht zu haben glauben, der Meinung bleiben, vor ihm könne nur bestehen, was ganz recht und stark ist, alles Halbe und Schwache aber werde von seinen Wogen hinweg gespült, wie leichte Spreu, und spurlos vergehen, also werde, was sie uns als ein Friedenswerk darbieten, das abermals Anspruch auf eine lange Dauer macht, wieder wie ein Luftgebilde verschwinden, und nichts gewesen seyn, als ein Waffenstillstand, der die Qualen des provisorischen Zustandes für die leidenden Völker verlängert.

Wer etwa glaubt, wir schreckten ihn mit hohlen Trugbildern, den Geburten einer aufgeregten Phantasie, der höre hin nach den Stimmen, die aus Frankreich herüber tönen, der erwäge, wie die Mehrheit des Volkes es empfindet, daß die ihm feyerlich gegebene Zusage, seine innern Verhältnisse nach eigener Einsicht frey ordnen zu dürfen, nicht erfüllt worden ist, und frage sich dann, wo die Gewähr liegt für die Fortdauer des Zustandes, wie er eben festgesetzt worden.

Unter diesen Umständen sind uns nur zwey Dinge gewiß: Zuvörderst die Hoffnung, daß auf dem Bundestag, dessen Eröffnung nahe bevorsteht, uns're eigenen innern Verhältnisse auf eine feste, den gerechten Erwartungen des Volks entsprechende Weise geordnet werden, und Verheißungen endlich in Erfüllung gehen, die nicht länger unbefriedigt bleiben können, ohne daß das edle und starke Vertrauen des Volkes, auf das grausamste getäuscht würde. Sodann die neubefestigte Ueberzeugung von der Trefflichkeit dieses Volkes, das Bewußtseyn, daß Deutschland von keiner Gewalt äußerer Feinde bezwungen werden wird so lange es in Eintracht zusammenhaltend ihrer Arglist unzugänglich bleibt; endlich der Stolz, mit dem wir auf den in diesem verhängnißvollen Jahre neuerworbenen Ruhm unserer Waffen hinblicken können.

Darum lodern die Feuersäulen wieder von unsern Bergen zum Himmel empor, ein würdiges Sinnbild

unserer brüderlichen Eintracht und der reinen Glut, die uns're Busen durchdringt für alles, was Recht, Ehre und Vaterland von uns fordern. Tief bewegt stehen wir im Kreise umher: um die heilige Flamme, und schwören, ewig treu und fest an dem gemeinsamen Vaterlande zu halten, sein Wohl höher zu achten, als alle Güter dieses Lebens, ja als das Leben selbst, und ihm alles, was wir besitzen, freudig zum Opfer zu bringen, wenn seine Ehre, seine Wohlfarth es gebieten. Dieser Schwur, den ich im Namen von uns allen im Angesichte des allmächtigen Gottes wiederhole, schalle weit hinüber durch die deutschen Gauen, wo gleichgesinnte Volksgenossen um die heiligen Flammen stehen, er schalle hinüber zu dem Ohre derer, die uns übel wollen: er stärke den Muth und das Vertrauen unserer Freunde, und schrecke die Herzen unserer Widersacher, daß sie endlich ablassen vom bösen Streben, und sich entschließen, treu und aufrichtig mit uns Frieden zu halten.

II.

Des Herzogs von Braunschweig-Oels Heerzug von Böhmen an die Nordsee, im Jahr 1809.

Während zwischen den Kaisern von Frankreich und Oesterreich die Bedingungen des künftigen Friedens unterhandelt wurden, fesselte ein kriegerisches Ereigniß außerordentlicher Art die Augen der Welt. Ein kleiner Heldenhaufen deutscher Krieger verschmähte das besiegte Vaterland, und wanderte mitten durch feindliche Länder, zwischen verfolgenden Heerhaufen, aus dem Innern Böhmens bis zur Nordsee, um, dort eingeschifft, ein neues Vaterland jenseits des Oceans zu suchen.

Im Laufe des kurzen Krieges hatte nämlich der Enkel der Guelfen, Herzog von Braunschweig-Oels, in Böhmen Mannschaft geworben, in Waffen geübt, und zu mancherley Streifzügen angeführt. Nachdem

er die benachbarten Länder von Sachsen und Franken lange beunruhigt hatte, lagerte sich ihm mit eilfertig zusammen gezogenen Kriegsvölkern aus Westphalen und Holland König Hieronymus, Napoleons Bruder, entgegen. — Bald aber endeten die Boten des Waffenstillstandes von Znaim alle Feindseligkeiten.

Frankreich unversöhnlich hassend, welches ihm das Erbe seines Hauses entrissen, wollte der Herzog nicht länger unter denen wohnen, welche, als Besiegte, Frankreichs Gnade anflehten oder empfiengen. Er versammelte seine Getreuen, that ihnen seinen Entschluß kund, bewaffnet die Gestade der Nordsee zu suchen, und Herz und Schwerdt den Britten, den ewigen Feinden Frankreichs, zu weihen. Sie gelobten ihm Treue, ihrer mehr als tausend, jeder aber von Muth der Verzweiflung und stolzer Todesverachtung beseelt.

So begann er den gefahrvollen Zug mit 1200 Mann Fußvolks, 700 Reitern und 6 Stück schweren Geschützes. Mit diesen sollte er die Länder mächtiger Bundsgenossen Napoleons durchreisen. Sein Weg führte über Ströme und Berge, neben Festungen und deren Besatzungen vorüber. Von feindlichen Heerhaufen umringt, konnte ein einziger Zufall, den menschlicher Witz nicht berechnen mag, Untergang Aller werden.

Am 26. July rückte er früh Morgens in die Stadt Leipzig ein, zu welcher er den Hingang fechtend gegen sächsisches Kriegsvolk gebahnt hatte. Nur hier, sonst nie wieder, erhob er zur Besoldung seiner Treuen eine Brandschatzung von 15000 Gulden. Mitleidig schonte er des Gutes teutscher Gemeinheiten überall, so weit er kam, nur der mit Frankreich bundesverwandten Fürsten Eigenthum behandelte er feindselig. Des Volkes schonend, das er verließ, bewahrte er strenge Zucht unter den Seinigen, die sich seines Ernstes und seiner Leutseligkeit rühmten. In allen Gefechten standhaft, nie besiegt, verfolgte die seltene Schaar ihren Weg durch den Saalkreis.

Nach blutigem zweytägigem Treffen bey Halberstadt, erschien er am letzten Brachmonat gegen Mitternacht in Braunschweig. Im Schloße seiner Ahnen, von schmerzlichen Erinnerungen umschwebt, speisete er als Fremdling; eilte dann um Mitternacht zu den Beywachtfeuern der Seinigen vor den Stadtthoren. Ueberfallen von westphälischem Kriegsvolk, focht er auf vaterländischem Boden zwey Tage. Dann verließ er, nicht ohne Wehmuth, das Land, welches einst sein war, und betrat mit seiner Schaar das Land Hannover.

Der Ruf von diesem Heerzuge erscholl durch Deutschland. Westphälische und holländische Fahnen waren gegen den Guelfen aufgebrochen; aber über-

all trafen sie entweder zu schwach oder zu spät ein.*) Wohin er selbst mit seinen Kriegshaufen kam, rührten Furcht und Mitleiden die Gemüther beym Anblicke der muthigen Auswanderer. Ihre Tracht war ein polnischer Laufrock von schwarzer Farbe, dazu Mützen mit einem Todtenkopf bezeichnet. Den Fürstensohn unterschied von seinen Gefährten nur der preußische Adlerstern auf der linken Brust.

Nachdem er sich in Hannover durch Kriegsvorräthe bereichert, die er meistens öffentlich verkaufen, zum Theil Preis geben ließ, zog er über die Weser bey Nienburg, und durch Bremen zum Flecken Elsfleth in der Wesermündung. Dort bestieg er mit seinen Schicksalsgenossen die seit Jahren unthätig gelegenen Getreideschiffe; ein günstiger Wind trug sie nach Helgoland. — Von hier segelten die kühnen und beglückten Helden, unter brittischen Wimpeln, dem meergebietenden Albion zu. Am vierundzwanzigsten Tage nach dem Aufbruch von Böhmens Grenzen betraten sie den Hafen von Yarmouth, und der

*) Selbst der Zahl nach überlegen, waren sie doch gegen die Heldenschaar zu schwach. Bey dem braunschweigischen Dorfe Oelper z. B. kämpfte der Herzog und sein Corps gegen 5000 Feinde unter General Rewbell bis in die Nacht hinein, und behauptete das Schlachtfeld mit einer Kunst und Tapferkeit, wovon die Geschichte nur wenige Beyspiele hat.

unglückliche, doch unbesiegte Fürstensohn sank in die Arme seiner liebenden Schwester, der Fürstin von Wallis.

Dieß ist die Flucht und Auswanderung der zweytausend teutschen Helden, welche über feindlichen Boden siebenzig Meilen weit binnen eilf Tagen zogen, uud in eben so vielen blutigen Gefechten, als Reisetagen obsiegten.

Heinrich Zschocke.

*) Es war der 7. August 1809, als sich der Herzog mit seiner Schaar einschiffte. Die Dänen, damals mit den Franzosen verbündet, schossen heftig vom jenseitigen Ufer des Flusses auf die abfahrenden Schiffe, und suchten die Fahrt zu erschweren. Auch hier bewies der Herzog seine gewöhnliche Unerschrockenheit, und war der Letzte der ein Fahrzeug bestieg.

Des edlen Herzogs von Braunschweig Oels Heldentod bei Ligny, am 16ten Juny 1815.

III.

Heldentod des Herzogs von Braunschweig, am Tage von Quatrebas, den 16. Juny 1815. *)

Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig, war ein teutscher Fürst im höhern Sinne des Wortes. Eine heiße Liebe zum teutschen Vaterlande erfüllte sein Herz, und er war stolz darauf einem Volke

*) (Anmerkuug des Verfassers.) Die Notizen, welche diesem Aufsatze zum Grunde liegen, findet man theils in den geschichtlichen Werken von Römer („Herzog Friedr. Wilhelm als Mensch"), Venturini („Befreyungskrieg" Band. 4.) und Niemeyer („Heldenbuch"); theils in den Tagesblättern vom Jahr 1815., unter welchen besonders die allgemeine Zeitung mit obigen Werken verglichen wurde.

anzugehören, welches im Laufe der Jahrhunderte nicht durch scheinbar glänzende Thaten oder ungerechte Eroberungen, sondern, was allein Menschen, und Völker adelt, durch Ehrlichkeit und Treue, Glauben und Frömmigkeit, und, wenn es nothwendig wurde, auch durch heldenmüthige Tapferkeit sich groß gezeigt hat. Aber eben darum lag ihm auch Teutschlands freye Selbstständigkeit so sehr am Herzen; und nichts hielt er für unedler und schmählicher, als daß das teutsche Volk von eines Ausländers Willkühr abhängen sollte, die selbst, wenn sie mit Gnade verbunden wäre, für ein Volk schimpflich seyn würde. Daher sein Haß gegen Napoleon Buonaparte, welcher, nicht zufrieden Frankreichs Freiheit gemordet zu haben, auch die freye Selbstständigkeit fremder Völker unterdrückte, und somit ihrem Leben alle Ehre und allen Werth raubte. Daher aber auch sein edler Muth, womit er im Jahre 1806 als treuer Waffengefährte Blüchers kämpfte, und im Jahr 1809 ein zweyter Xenophon an der Spitze einer kleinen, aber unüberwindlichen Schaar von den böhmischen Gebürgen bis an das Meer drang, um entweder eine Freystätte auf der Erde zu finden, oder wie Schill, dessen Untergang er so eben gesehen hatte, zum Frieden einer bessern Welt hinüberzugehen. Daher endlich seine feste Beharrlichkeit, mit welcher er seit Napoleons erster Besiegung stets 7000 Soldaten in seinem kleinen Lande bereit hielt, weil er, verzweifelnd an der festen Dauer des Friedens, auf den er-

sten Wink wieder mit allen seinen Kräften im Felde erscheinen wollte.

Im März 1815 war Napoleon von Elba nach Paris wieder zurückgekehrt; und so schnell er zurückgekommen war, eben so schnell eröffnete er im Juny desselben Jahres seinen letzten Feldzug, durch den er das Letzte und Aeußerste wagen, und sein und Europens Schicksal entscheiden wollte. Mehr als einmal während seiner frühern Feldzüge, als er noch auf der glänzenden Höhe seines Glückes stand, hatte Napoleon durch die Art, wie er zu siegen wußte, sich als außerordentlicher Feldherr bewiesen. Keiner verstand wohl besser als er die gefährliche Kunst, durch schlaue und räthselhafte Bewegungen seiner Heerschaaren den Feind irre zu leiten, durch die Blitzesschnelligkeit, mit der er sie vereinigte, und sich auf den unvorbereiteten Gegner stürzte, ihn gleichsam zu betäuben, durch eine kaltblütige Geistesgegenwart, womit er oft den unbedeutendsten günstigen Umstand während der Schlacht wahrnahm und benutzte, den Sieg zu erringen, und bisweilen eine Armee zu schlagen, ehe sie noch recht zur Besinnung gekommen war. Und so wollte der Furchtbare auch jetzt durch seine Schlauheit und Kühnheit neue Siege erringen, seine Gegner unvorbereitet und einzeln schlagen, durch die Niederlande, auf deren Gunst er zählte, in das Herz von Teutschland dringen, und von Mitternacht her die mittäglichen Heere der Verbündeten im Rücken bedrohen. Nach dem Beyspiel eines Julius Cäsar,

dem er an gleißnerischer Schlauheit und unmäßiger Herrschsucht so ähnlich war (wiewohl der Corse in anderer Hinsicht tief unter dem Römer stand), wollte er nur kommen, sehen und siegen.

Preiswürdige Feldherren, aus der Reihe der berühmtesten und größten, die je auf der Erde lebten, standen damals in den Niederlanden, dem französchen Heerführer gegenüber. Blücher, wegen seines Heldenmuthes, der Sturmherzog der Teutschen genannt, Wellington, wegen seiner Vorsichtigkeit, der Fabius der Britten. — Bey dem Heere des Letztern befand sich auch Braunschweig, in welchem Teutschland längst einen seiner klügsten und tapfersten Helden verehrte. Aber dem schlauen Franzosen gelang es anfänglich, sie alle durch seine Schnelligkeit zu hintergehen. Wiewohl so eben der 14. Juny, der Jahrestag der Schlachten von Marengo und Friedland vorübergegangen war, der sie schon früher an die Nähe drohender Gefahr hätte erinnern sollen, da Napoleon so gerne die feyerlichen Tage alter Siege durch neue Triumphe zu verherrlichen suchte; so befand sich Blücher Vormittags am 15. noch ruhig zu Namur, als bereits der erste Heerhaufen, welchen der tapfere Ziethen befehligte, über die Sambre geschlagen war. Zu Brüssel, in Wellingtons Hauptquartier, wurden sogar am Abend desselben Tages noch sorglose Anstalten zu Tänzen und Vergnügungen getroffen, an denen auch Braunschweig mit den übrigen Heerführern Theil nehmen wollte, als der fran-

zösische Feldherr, den man noch in Laon glaubte, bereits in Charleroi seine siegenden Adler aufgepflanzt hatte. Er stand auf den Feldern von Fleurus, die mehr als einmal schon der Schauplatz schauerlicher Kriegsthaten waren, und wollte hier am folgenden Tage den Kampf um das Schicksal der Welt wagen. Hundert und fünfzigtausend Franzosen, die Tapfersten des Volkes, und ausgerüstet zum Krieg, waren mit ihm gekommen. Durch die Erinnerung an seine alten Siege, so wie durch die Verheißung einer wiederkehrenden glänzenden Zukunft hatte er sie hoch begeistert, und durch die eben geschehene schlaue Bewegung seiner Heerschaaren das alte Vertrauen in ihnen erweckt. So schnell vereinigt erblickten sie sich auf einmal auf den Feldern von Fleurus bey einander, während ihre Feinde noch zerstreut und unvorbereitet in den Dörfern lagen; und schon meinten sie den Geist und das Glück des Siegers von Montenotte, Ulm und Jena wieder zu sehen.

Erst Abends um 6 Uhr erhielt Wellington vom preußischen Oberfeldherrn die wichtige Nachricht des Uebergangs über die Sambre. — Weil er aber befürchtete, Napoleons Bewegungen möchten nur verstellte Angriffe seyn, um auf einer andern Seite desto leichter hervorbrechen zu können, so wartete er vorerst auf genauere Nachricht. Bald aber bestätigten mehrere Eilboten, wie ernstlich es mit dem Uebergange gemeint sey; und in der Nacht noch wurde der Generalmarsch durch die Straßen von Brüssel

geschlagen, und die nöthigen Anstalten zum schnellen Aufbruche der Soldaten getroffen.

Es war bereits Nachts um 10 Uhr, als Braunschweig, welcher damals zu Laken, einem Lustschloß unweit Brüssel, wohnte, von Wellington den Befehl zum Aufbruch erhielt. So eben wollte er seinen Wagen besteigen, um in der glänzenden Hauptstadt Brabants an den veranstalteten Vergnügungen Theil zu nehmen, als ihn die unerwartete Botschaft (es war die Stimme des Todes, die er nicht kannte) — zur Schlacht und zur blutigen Vollendung seines Schicksals rief.

Wie dem Helden in der nahen Stunde der Entscheidung keine Mühe zu sauer, keine Beschwerde zu groß, und kein Preiß für den Sieg zu theuer seyn darf, so war jetzt Braunschweigs einzige Sorge, in der Nacht noch alles mögliche aufzubieten, um auf den folgenden Tag mit den Seinigen zur Schlacht gerüstet zu seyn. Nachdem er alles gethan hatte, was den schleunigen Aufbruch seiner zerstreut liegenden Truppen befördern konnte, so hielt er um Mitternacht noch eine Unterredung mit Wellington. Wäre es ihm auch nicht um seine Pflicht zu thun gewesen, die ihm doch stets so heilig war, so stand ihm ja der Gewaltige gegenüber, der nach der sündlichen Gewohnheit, Völker ohne ihre Einwilligung, wie Heerden Vieh zu vertauschen oder zu verschenken,

ihn und sein Volk schon einmal getrennt, und sein Land an einen Fremdling verschenkt hatte. Schon dieses allein hätte in jener Nacht dem Herzog jeden Gedanken an Ruhe rauben müssen. —

Trübe und finster war die Nacht — ein ernstes Bild des trauervollen Tages, welcher aus ihrem Schooße hervorging. Zwey blutige Schlachten, wollte das Schicksal, sollten an diesem Tage geliefert werden, die eine von Wellington, bey Quatrebras, die andere von Blücher bey Ligny. Als aber der 16. Juny angebrochen war, so befand sich der Herzog von Braunschweig am frühesten Morgen schon bey seinen Soldaten, welche allmählig anrückten, um sich in der Gegend von Brüssel zu versammeln. Sein Todestag war erwacht, aber auf seinem Gesichte schwebte eine freundliche Heiterkeit und der hohe Muth, mit dem er mehr als einmal während seines Lebens der Gefahr des Todes entgegengegangen war. Nachdem er hier noch einige Befehle, sowohl für die Anwesenden, als die welche noch nachfolgen sollten, gegeben hatte, so ritt er zu Wellington, und sprengte mit ihm nach Quatrebras voraus, um hier das Schlachtfeld und die Stellung des Feindes zu betrachten. Dieser Ort ist ungefähr acht Stunden von Brüssel entfernt; und in der Nähe desselben befand sich bereits der Prinz von Oranien, welcher den Vortrab von Wellingtons Armee befehligte.

Unterdessen gieng die ganze französische Armee vollends über die Sambre. Napoleon selbst, mit dem größern Theil derselben rückte dem preußischen Oberfeldherrn entgegen, welcher bey Ligny stand, und muthig entschlossen war, mit Wellingtons Beyhülfe eine Schlacht anzunehmen. Der übrige Theil der Armee, unter Marschall Ney, zog gegen Wellington. Um Mittagszeit sah man die Bewegungen der Franzosen auf den Anhöhen von Frasnes, welches der Mittelpunkt für das Heer des Marschalls war. Ein ungleicher Kampf stand bevor. Ohngeachtet aller angewandten Mühe hatte Wellington seine zerstreut liegende Armee nicht zusammen bringen können. Viele Regimenter und besonders die Reiterey lagen mehrere Stunden hinter Brüssel. Andere wurden durch den schlechten Zustand der Straßen aufgehalten. Noch andere hatten ihre Befehle zu spät erhalten, weil die Eilboten in der finstern Nacht auf Irrwege gerathen waren. Daher fehlte es besonders noch an Reiterey und schwerem Geschütz, als die Franzosen bereits mit acht Divisionen Fußvolk und vier Divisionen Reiter nebst einer furchtbaren Anzahl Kanonen schlachtfertig im Angesichte der Verbündeten standen.

Es war Nachmittags um 3 Uhr, als sich die ersten feindlichen Massen von ihren Anhöhen herab gegen das Feld von Quatrebras bewegten. Die Braunschweiger vom Marsch und von der Hitze des Tages ermüdet, rasteten auf der Straße in der Nähe des Schlachtfeldes; und unter ihnen hatte sich der Her=

zog an dem Abhang eines Rains niedergelegt. Ermattet von der Beschwerde einer schlaflosen Nacht, und eines mühevollen Morgens, lag er im sorglosen süßen Schlummer, wie der Vater unter seinen Kindern, und ahndete nicht, daß die Stunde seiner Trennung so nahe war. Jetzt aber wachte er auf, bestieg sein Pferd, und führte seine Soldaten auf das Schlachtfeld.

Die Hauptmacht der Verbündeten stand vorwärts auf dem Felde von Quatrebras. Dieser kleine Ort besteht nur aus einigen Höfen, und führt seinen Namen, weil sich hier zwey Hauptstraßen durchkreuzen. Die eine geht von Mittag nach Mitternacht, und führt aus Frankreich nach Brüssel. Die andere läuft von Morgen her, und führt von Namur quer herüber nach Nivelles. Quatrebras war daher der Punkt, wo die Entscheidung der Schlacht lag, weil alles darauf ankam, die Straße von Namur und die Verbindung mit dem preußischen Heere zu behaupten. Außerdem waren für Wellington die zwey wichtigsten Punkte, das Dorf Piermont, welches an der Straße links von Quatrebras liegt, und Bois de Bossu, ein Gehölze, welches auf der rechten Seite, einige hundert Schritte vorwärts von Quatrebras, seinen Anfang nimmt. So wie dieses Gehölze Wellingtons rechtem Flügel, so sollte jenes Dorf dem linken als Stützpunkt dienen.

Die Franzosen, ihrer stärkern Anzahl sich bewußt, und daher um so muthiger, griffen mit Ungestüm an. Ihr Anführer, von der Wichtigkeit seines heutigen Berufes überzeugt — („das Schicksal Frankreich's, hatte ihm Napoleon geschrieben, liegt heute in Euren Händen!") trachtete durch seinen Sieg die Verbindung mit der preußischen Armee zu durchbrechen, und dadurch die Niederlage Blüchers zu vollenden. Aber die Verbündeten, nur um so stolzer, weil sie in geringerer Anzahl kämpften, stellten mit Heldenmuth ihre Brust den Angriffen des Feindes entgegen. Die niederländischen Reiter wichen zwar im Anfange der Schlacht vor der Uebermacht der französischen zurück; aber das Fußvolk der Verbündeten stand in unerschütterlichen Vierecken gegen die feindliche Reiterey. Ein Beyspiel des Muthes und der Tapferkeit befand sich Braunschweig stets bey den Seinigen. Selbst in der Folge, als der Streit immer heißer und blutiger wurde, je näher der Abend herranrückte, verließ ihn niemals die kaltblütige Geistesgegenwart, welche nur der wahre Held besitzt. Officiere stürzten in seiner Nähe; Gemeine sanken rottenweis in den Stanb des Todes, eine Granate schlug vor ihm nieder, und die aufgewühlte Erde bedeckte sein Haupt. Ihn selbst aber sah man an der Spitze seiner Soldaten, ruhig seine Pfeife rauchen, als ob er nicht im Lande der Sterblichkeit stände. Dann ritt er auch mit stolzer Todtsverachtung, und mit dem heiligen Ernst, der aus seinem großen feurigen Auge sprach, die Linien hinauf und

hinunter, und ermunterte seine Waffengefährten durch Worte und Beyspiel zur Standhaftigkeit. Wiewohl sonst ein gefühlvolles, menschliches Herz in ihm schlug so schwieg doch jedes andere Gefühl, im Bewußtseyn der Pflicht; — und, wiewohl er an des Todes Pforten stand, so glaubte er doch, daß wie es der göttliche Wille füge, Leben oder Sterben — beydes für ihn der Hingang zum Siege sey.

Am blutigsten und furchtbarsten wüthete der Kampf, nachdem es im Fortgange der Schlacht den Franzosen gelungen war, durch ihre Uebermacht den Verbündeten das Dorf Piermont zu entreissen. Mit stärkerer Macht, als bisher geschehen war, bewegte sich jetzt der Feind zugleich auch von der andern Seite gegen das Gehölze von Bossu, in dessen Nähe nebst andern die Braunschweiger standen. — Der französische Marschall, in der festen Ueberzeugung, daß jetzt oder nie die Stunde der Entscheidung für ihn schlagen müsse, bot alles auf, um auch das Gehölze zu erobern, und dann siegreich von beyden Seiten auf Quatrebras einzudringen. Ein verheerendes Feuer erhob sich aus den französischen Batterien, welche vorwärts von Frasnes, bey dem Hofe Geminoncourt, aufgestellt waren. Viele tapfere Männer, besonders vom braunschweigischen Fußvolke und von den Husaren, verloren ihr Leben. Viele starben — mehr noch lagen verstümmelt auf der Erde — wünschten sterben zu können, und konnten nicht. Die brittischen Kanonen antworteten, aber noch immer zu schwach an der

Zahl wurden sie von den französischen zum Schweigen gebracht, die Mannschaft niedergeschossen, und die Wägen zerschmettert. So eroberte Hieronymus Buonaparte, Anführer der sechsten französischen Division, auch das Gehölze von Bossu.

Nie stand die Sache der Verbündeten gefährlicher als in diesem Augenblicke; denn zu gleicher Zeit rückten sechstausend Franzosen in zwey Abtheilungen, mit Kanonen und zahlreicher Reiterey gedeckt, neben dem Walde und auf den Straßen gegen Quatrebras vorwärts. Es war 6 Uhr Abends; die Todesstunde des Herzogs hatte geschlagen.

Wellington gebot, es koste was es wolle, das Verlorne wieder zu erobern. Während nun die Verbündeten auf der andern Seite den Kampf um das Dorf Piermont erneuert hatten, so stellte sich Braunschweig an die Spitze seiner Uhlanen, um sie gegen das französische Fußvolk zu führen. Mit stolzer Todesverachtung sprengte er mit ihnen gegen die blitzenden Bajonette des Feindes, welcher vom Gehölze immer näher gegen Quatrebras rückte; aber die Franzosen, unbeweglich in ihren Gliedern, schlugen den Angriff zurück. Die Uhlanen wendeten um, und flohen, von einem mörderischen Flintenfeuer verfolgt, hinter die Häuser von Quatrebras, um sich daselbst wieder zu sammeln. Dadurch noch mehr in ihrem Muthe gestärkt, je mehr sich der Sieg auf ihre Seite zu neigen schien, drangen die Franzosen zu Fuß und

zu Pferd mit steigender Wuth vorwärts. Schon fieng auch das Braunschweigische Fußvolk an, von der Uebermacht gedrängt, zu weichen, und in Unordnung zu gerathen. Nur der edle Herzog, unerschrocken, als ob kein Tod um ihn schwebte, ritt, an ihnen hinauf und hinunter, sprach ihnen Muth ein in der furchtbaren Stunde, und suchte die Weichenden zu ordnen. In diesem Augenblicke sah man den Helden vom Pferde herabstürzen. Eine Flintenkugel, wahrscheinlich aus dem nahen Fruchtfelde geschossen, hatte ihm das Gelenke an der rechten Hand zerschmettert, die rechte Seite des Unterleibs durchbohrt, und war zur linken Seite wieder herausgefahren. Sterbend machte der Held noch eine Bewegung, um mit der Hand seine blutige Wunde zu bedecken. Dann schlug er noch einmal sein brechendes Auge, mit dem er sonst stolz auf die Todesgefahr hinzuschauen gewohnt war, gegen die Umstehenden auf, und bat mit ermatteter Stimme um Wasser, seinen Durst zu stillen. Es war die letzte Bitte, die der scheidende Feldherr an seine Waffengefährten, oder wenn man lieber will, der sterbende Vater an seine Kinder that; aber sie vermochten nicht, ihm diese Bitte zu gewähren. Mit jedem Augenblicke wuchs die Gefahr, in die Hände der Feinde zu fallen. Er wurde daher hinter Quatrebras zurückgetragen, und verschied nach wenigen Minuten, ehe nur ein Arzt zur Hülfe gekommen war. —

So starb Friedrich Wilhelm von Braunschweig, im 44sten Jahre seines Alters, groß und preiswürdig im Tode, wie er es im Leben gewesen war. — Wäre er muthwillig gestorben, oder als ein feiler Söldner, der gleich viel, ob für Recht oder Unrecht, sein Leben um armseligen Menschensold vergeudet, so würde sein Lob Versündigung an der Menschheit seyn. Vielmehr starb er im Gefühl für Teutschlands Ehre und Wohl — für sein Vaterland, das ihm so sehr am Herzen lag, und zwar in einem Augenblick, wo ihm die heiligste Pflicht alles zu wagen gebot. — Mit einer solchen Seelengröße, wie er, starb einst Epaminondas, auf dem Schlachtfelde von Mantinea. Wie bey dem sterbenden Thebaner — eben so war der letzte Gedanke, mit welcher auch Braunschweigs scheidende Seele sich beschäftigte, das Schicksal seines Heeres und seines Vaterlandes. Denn, als dieser zum letztenmal sein sterbendes Auge aufschlug, so fragte er nach dem Obrist Olfermann, welcher als zweyter Befehlshaber die braunschweigischen Truppen befehligte. Was hat der edle Herzog damit anders angedeutet, als daß in Todes ernsten Augenblicken ihm nicht der Verlust seines eigenen Lebens am Herzen liege, sondern vielmehr nur die Rettung seiner Waffengefährten, die im gefährlichsten Augenblick ihren Feldherrn verloren, und das Wohl seines Volkes, dessen Kinder sie waren, und das Heil des teutschen Vaterlandes, für dessen freye Selbstständigkeit sie fochten? — Aber so glücklich, als der Thebaner, dem man die Botschaft des Sieges brachte, ehe noch sein

großer Geist zur Ewigkeit gieng, war der teutsche Held nicht. Denn in dem Augenblicke, als er starb, war ja der Streit am heißesten und gefährlichsten, und er konnte nicht mehr den Trost des Sieges mit in die Ewigkeit nehmen, wiewohl noch vor anbrechender Nacht, mit Hülfe neu anrückender Krieger, und namentlich auch der braunschweigischen Batterien, der Boden, der mit des Herzogs theurem Blute beflecket war, wieder gewonnen, das verlorne Dorf und Gehölze wieder erobert, und das Schlachtfeld, troz der verzweifelten Gegenwehr der Franzosen, siegreich behauptet wurde. Aber auf der andern Seite würde es ihm seinen Tod verbittert haben, wenn er noch vor seinem Ende gehört hätte, daß der französische Adler, wiewohl er bey Quatrebras zurückgeschlagen wurde, siegreich über den Feldern von Ligny schwebe, und daß der preußische Held sich umsonst auf Wellingtons verheißenen Beistand verlassen habe. — Denn damals sah noch kein sterbliches Auge den Rath des göttlichen Schicksals in seiner Enthüllung, welches durch die Schuld menschlicher Unvorsichtigkeit die gute Sache in Noth und Gefahr kommen ließ, aber eben durch den Strahl des vorübergehenden Glückes das Auge des furchtbaren Eroberers verblendete, daß er im Wahn, als hätte er von Blücher nichts mehr zu fürchten, unbesonnen und schnell dem völligen Untergang entgegen gieng. Keiner aber der teutschen Helden wurde mehr bedauert, als Braunschweig — wenn man anders nach einer rühmlichen großen Vol=

lendung, wie die seinige war, einen Menschen bedauernswerth nennen kann, der für die Sache der Menschheit und Gottheit stirbt, und nichts verliert, als ein mühevolles, eitles Leben, welches doch einmal aufgegeben werden muß, und welches nur im Bewußtseyn des Beyfalls Gottes, und in der Erinnerung der guten Thaten, deren Spuren wir hinter uns lassen, und im Glauben an eine bessere Welt, wo sich erst der Endzweck unseres Daseyns offenbaren muß, vor dem Urtheil der Vernunft einigen Werth, haben kann. — Keinen Verlust eines Helden, will ich daher lieber sagen, hat das teutsche Vaterland tiefer empfunden, als Braunschweigs Verlust, in dessen Andenken sich jeder Teutsche als Mitbürger des gemeinsamen Vaterlands geehrt fühlen muß. Keinem wurde aber auch ein schöneres Todtenopfer gebracht, als das Todtenopfer war, dessen Rauch achtundvierzig Stunden später, am Tage von belle Alliance, in schauerlicher Herrlichkeit zum zürnenden Himmel emporstieg!

Friedrich Sonntag.

IV.

Der Guelfen Enkel.

1815.

Als Braunschweigs ritterlicher Herzog des Heldentodes gestorben war, kam in der dritten darauf folgenden Nacht und in aller Stille diese traurige Botschaft in seine Hauptstadt.

Der Hofmeister der beiden Prinzen, seiner Söhne, eröffnete am folgenden Morgen die Unterrichtsstunden mit einem Gespräch über Trennung und Tod. Der ältere junge Prinz, Carl Friedrich Wilhelm, fragte nach einigen Minuten: „Wie kommen Sie gerade darauf? Bey diesem Gegenstand sind wir ja nicht stehen geblieben?"

„Das ist allerdings wahr, antwortete jener; aber der Vater hat sich von seinen ihm so lieben Söhnen trennen müssen!" — —

„Dafür ist er Soldat" erwiederte der Prinz.

— „Und wie leicht könnte er verwundet, schwer verwundet werden!"

„Freilich, aber auch dafür ist er Soldat" war die Antwort. — „Und wenn er gar getödtet würde, bey der Unerschrockenheit, mit der er sich jeder Gefahr aussetzt?" —

Der Prinz stutzte, und fragte schnell: „Ist der Vater vielleicht gar geblieben?"

Der Hofmeister bejahte es mit bebender Stimme. Der Prinz deckte mit der Hand die Augen, schwieg einige Sekunden; dann fragte er gefaßter: „Hat der Vater vor seinem Ende gewußt, daß die Schlacht gewonnen war?" — Auch dieß ward bejahet. *) — „So ist er wenigstens froh gestorben" — entgegnete der Prinz. Aber nun behauptete das Gefühl sein Recht, Thränen brachen hervor; doch ein schöner Stolz leuchtete aus seinem weinenden Blicke.

*) Ohne Zweifel wußte man damals in Braunschweig noch nicht, daß der Herzog gerade im gefährlichsten Augenblicke der Schlacht gestorben war.

V.

Erzählungen

von dem

Grafen Friedrich von Bismark.

I.

Unterofficier Jung.

Auf dem Rückzuge von Moskau 1812 übernahm der Marschall Ney bey Wiasma das Kommando des Nachtrabs. Am 5. November entsendete der Marschall den General Beurmann (denselben, welcher sich 1815 in Metz erschoß) mit 200 Mann Fußvolk, 2 Kanonen und 140 Pferden (dem Reste von 6 Cavallerie Regimentern) auf Kundschaft in die rechte Seite. General Beurmann kam nicht weit. Bald auf allen Seiten von Feinden umringt, suchte er wieder rückwärts Wiasma zu erreichen. Allein nicht nur diese Stadt, sondern auch die einzige Brücke, welche über einen Fluß führte, den er übersetzen mußte, um zu dem Marschall zu gelangen, welcher hinter der Stadt Stellung genommen hatte, war bereits von den Russen besetzt.

Die Lage des General Beurmann ist bedenklich, ja verzweifelnd. Eine tiefe Kolonne feindliches Fußvolks marschirt von der linken Seite der Stadt gegen ihn heran, und schnell läßt er sie durch seine beyden Kanonen begrüßen; eine Cavallerie-Kollonne verfolgt ihn auf der Straße, auf welcher er sich zurückzieht, und ohngefehr 2000 Kosaken halten vor der verhängnißvollen Brücke, den Uebergang zu wehren.

Aus dieser Lage kann nnr ein schneller und kühner Entschluß retten. Jede Zögerung bringt Verderben. Der General stellt 80 Reiter, Franzosen, gegen die ihn verfolgende Kavallerie, welche glücklicherweise in einem Engwege vereinzelt, sich noch in einiger Entfernung befindet, die Infanterie aber, in ein Kolonnen-Quarré neben ihrem Geschütze. Hierauf wendet er sich an die noch übrigen 60 Chevaux-legers vom Obrist von Palm befehligt; sie zu entflammen, spricht er von teutschem Muthe und Hochsinne. — Es bedurfte das nicht. Diese 60 bärtigen Veteranen (der Rest beyder württembergischen Chevaux-legers Regimenter) ihre tapfern Officiers an der Spitze, sprengen — zum Schock, entschlossen — kühn gegen die Kosakenmasse an. Gleichsam erstaunt über so viel Muth, bleiben die Kosaken unbeweglich vor der Brücke halten. — Da sprengt der Unterofficier Jung, von der Escadron von Bismark, des Leib-Chevaux-legers Regiments mit der gespannten Pistole vor, und trifft den Kosaken-Anführer so gut, daß er todt vom Pferde sinkt. — Bestürzt wendet ein Theil der Kosaken links

um, und als nun die braven Chevaux-legers einhauen, ergriffen alle schleunigst die Flucht. — General Beurmann, den Erfolg des Schocks schnell benutzend, setzt sein ganzes Kommando in Marsch, passirt die frey gewordene Brücke, und vereinigt sich mit dem Marschall. *)

2.

Heldenthat eines Jägers.

Als am 17. Juni 1815 der Vortrab des Kronprinzen von Würtemberg, durch Hagenau im Elsaß, dem sich gegen Straßburg zurück ziehenden Feinde nachsetzte, fand derselbe gleich hinter der Stadt ein französisches Jäger-Regiment zu Pferd in Schlachtordnung aufgestellt. Zwey Eskadronen vom königlich würtembergischen Jäger-Regiment zu Pferd, Nro. 2. Herzog Louis, welche sich an der Spitze befanden, wurden von dem Obristen Grafen von Bismark schnell dem Feinde entgegen geführt.

Allein, ob gleich diese tapfern Jäger nach ihrer Weise mit großem Geschrey und schnellem Jagen auf die Franzosen losstürzten, so wurden diese dennoch

---

*) Unterofficier Jung lebt noch gegenwärtig als Exkapitulant in Ludwigsburg. Im Museum in Stuttgart hängt ein Gemälde, diese That vorstellend.

nicht zum Weichen gebracht, sondern machten vielmehr einen lebhaften Schock in ganzer Linie, wobey die Würtemberger natürlich — da sie kaum halb so stark als ihre Feinde waren — auf beyden Flügeln überreicht wurden.

Es drohte nun in allem Ernste ein heftiges Gemetzel, welches für die schwächern Würtemberger sehr verderblich hätte werden können. In diesem Augenblicke war es, als ein muthvoller kräftiger Schwabe aus dem Gliede vorsprengte, und dem Anführer der Franzosen einen so gewaltigen Hieb in den Kopf versetzte, daß derselbe augenblicklich todt vom Pferde stürzte.

Diese That, im Angesichte beyder Theile vollbracht, entschied. Die Würtemberger drangen wie ein Keil in die Mitte des Feindes ein, durchbrachen solche, und hieben nunmehr so kräftig rechts und links, daß die Franzosen nicht mehr Stand zu halten vermochten. Was sich nicht in schneller Flucht rettete, wurde zusammen gehauen oder gefangen genommen. —

Der Jäger erhielt die goldene Militair-Verdienst-Medaille.

3.

Unterofficier Seifferheld.

Als im Jahr 1809. am 1. May der Marschall Massena von Schärding im Innviertel gegen Linz vor-

drang,

Der Königl. Würtembergsche Unteroffizier Seifferheld rettet den tapfern Grafen von Bismark
1809.

drang, bildete das würtembergische Leib-Cheveau-legers Regiment den Vortrab. Bey dem Städtchen Ridan traf die erste Escadron dieses Regiments auf eine Division (2 Compagnien) feindlicher Scharfschützen am Abhange eines buschigten aber sanft anlaufenden Hügels, in geschlossener Linie so aufgestellt, daß der Ausgang eines Engweges, in welchem die Escadron sich eben befand, im Bereich des Gewehrschußes war.

Rittmeister von Bismark, welcher die Escadron anführte, beschloß den Feind rasch anzugreifen. Er ließ zum Galopp blasen, entwickelte seine Escadron aus dem Engwege — ohngeachtet des heftigsten feindlichen Feuers — und formirte dieselbe im Angesichte des Feindes auf einem freyen Platze in Schlachtordnung.

Als dieser den Entschluß zum Angriff erkannte, stellte er sein Feuer ein, und bildete einen Klumpen. Die Escadron setzte sich hierauf zum Schock in Bewegung. Der Feind aber hatte Fassung, und ließ die Schockirenden bis auf 30 Schritte nahe kommen, wo er sodann eine allgemeine Salve gab.

Der Kugelregen, so nahe und mit so viel Besonnenheit angebracht, hat eine überraschende große Wirkung. — Oberlieutenant von Blücher erhielt einen Schuß durch den Schenkel; Lieutenant von Riedt sank, von einer Kugel durch den Kopf getroffen, todt

vom Pferde. Drey Chevaux-legers und 9 Pferde wurden auf der Stelle getödtet; Wachtmeister Wendel, 13 Mann und 17 Pferde verwundet. — Dies alles brachte eine solche Verwirrung unter die Escadron, daß selbige nicht allein stutzte und förmlich anhielt, sondern auch nicht mehr auf ihren Rittmeister achtete. Dessen Pferd hatte nämlich, von 3 Kugeln getroffen, noch einige Sätze gemacht, und war mit seinem Reiter unmittelbar vor den Bajonetten des Feindes niedergestürzt.

Der Rittmeister hatte sich kaum unter dem Pferde vorgearbeitet, so drangen die Scharfschützen auch schon mit dem Bajonnette auf ihn ein. An ein Davonkommen war nicht zu denken; denn rechts und links hatten einzelne Schützen schon den Vorsprung gewonnen, und einmal den Rücken wendend, hätten die Bajonnette den jungen Mann durchbohrt.

Er stellte sich daher neben sein gefallenes Pferd, den Säbel hoch — entschlossen sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen; — denn sicher war sein Untergang; was vermochte er allein gegen 300 feindliche Bajonnette! — doch in diesem Augenblicke des unvermeidlichen Todes erblickt der Unterofficier Seifferheld den hart gedrängten Rittmeister. Mit dem Schrey: „unser Rittmeister!" eilte er demselben zu Hülfe. — Wie ein elektrischer Schlag fährt's durch die Glieder. Sein Beyspiel reißt unwiderstehlich dahin, und mit demselben Schrey stürzt ihm die

ganze Eskadron nach; die feindlichen Schützen werden niedergehauen, und der Rittmeister ist frey.

Unterofficier Seifferheld wurde Officier, und lebt gegenwärtig in seiner Vaterstadt Schwäbischhall.

* * *

Diese kleinen Erzählungen bestätigen, was der Graf von Bismark in seinen Vorlesungen über die Taktik der Reiterey bemerkt; nicht selten hängt der Verlust oder Gewinn eines Gefechts mit sehr kleinen, unbedeutenden, in die Berechnung des Anführers nicht aufzunehmenden Begebenheiten oder einzelner Thaten zusammen. — Graf Bismark erzählt unter andern eine merkwürdige Anekdote über den Verlust der Schlacht bey Kollin, den 18. Juny 1775, aus den Papieren des Herrn von Brettschneider.

„Ich war damals, sagte Herr von Brettschneider, bey den sächsischen Chevaux-legers. Wir stunden an diesem heißen Tage, von früh bis Nachmittag in Schlachtordnung, hinter dem Gipfel einer Anhöhe, hinter welchem wir, vom Feinde ungesehen, auch den Feind nicht sahen. Auf dem rechten Flügel donnerten die Kanonen. Neben uns brannte ein Dorf, welches die Kroaten besetzt hatten; wir aber stunden ganz ruhig ohne alle Beschäftigung."

„Vor mir, der ich in Reihe und Glied stand, war gerade ein schattenreicher Baum, unter dem der

Oberste von Benkendorf, vom Regiment Prinz Carl, seine Mittagstafel aufschlug. Dieser Umstand hatte sich tief in meinem Innern eingeprägt, weil mir damals der Schinken, den der Oberste verzehrte, und der Flaschenkeller, den er leer machte, wichtiger schien, als alles andere."

„Bald nachher sprengte ein Adjutant des Feldmarschalls Daun die Linie herunter, mit dem Befehl zum Rückzuge."

„Der Oberst von Benkendorf hatte sich unterdessen wieder zu Pferde gesetzt, ritt die Anhöhe ganz hinauf, kam aber bald zurück, und schrie laut: „der Feind ist im Anmarsch, rettirire wer da will, was aber ein braver Kerl ist, der folge mir!" Und so folgten wir ihm auch, weil wir alle brave Männer waren. Wir sächsischen Regimenter brachen auf die Infanterie ein, und hieben sie zusammen. Das österreichische Regiment St. Ignon, das neben uns stand, folgte unserm Beyspiel, und so nach und nach das ganze Nadastische Reiter-Corps. Die Bataille wurde gewonnen. Hätten wir aber dem Adjutanten gefolgt, so wäre sie verloren gewesen.

VI.

Bruchstück

eines Briefes des Grafen von B******

geschrieben

unmittelbar nach

dem denkwürdigen Rückzug von Moskau

an seine Gemahlin.

Königsberg am 20 Decemb. 1812.

„Mit der Abreise von Smolensk fängt der zweyte Abschnitt der großen Begebenheit an, die ewig in den Jahrbüchern der Geschichte mit Theilnahme wird gelesen werden. Auch meine Begebenheiten fallen in gleiche Abtheilungen, und wenn gleich die Geschichte meinen Namen nicht nennt, so bin ich doch unter dem Interesse mit begriffen, welches ein künftiger Leser für eine so kühne, so tapfere Armee empfinden wird, die eines bessern Schicksals werth, am Ende dieses denkwürdigen Feldzuges so unwürdig unter den Lebenden und Todten verloren gieng.

Den Verwandten der Verlorenen wird nicht der Trost, zu erfahren, wo und auf welche Art ihre Lieben endeten! — Wohl sind die noch glücklich, deren Verwandte auf Schlachtfeldern in geregelten Gefechten, während des Sommers fielen, und welche davon Nachricht erhalten. Allein während dem Rückzug — durch Hunger ermattet, oder durch Frost — fielen sie in die unmenschlichen Hände eines von Natur schon, aber jetzt durch Rache noch wilder gemachten barbarischen Volks; — oder — o Schande! — wurden sie von den eigenen befreundeten Cameraden kalt verlassen — o, das wäre noch zu verzeihen, aber welch Entsetzen; — wegen eines Stückchen Brods erschlagen! — Hätte ich es nur erzählen hören, ich glaubte es nicht, und würde es nie nacherzählen, aber leider! ich sah es selbst. —

Die Wahrheit hat sich durch eine traurige Erfahrung mir aufgedrungen, daß der Mensch das wildeste, roheste Geschöpf der Erde ist. — Was selbst ein großer Mann zu thun fähig ist, wenn das Gefühl seiner Kraft ihn über die Gesetze erhebt, und wenn zugleich eine glückliche Verwendung seiner Kraft, die entgegenstehende äußere (das politische Gleichgewicht) niederwirft — das zeigt der Krieg, und das Elend, aus dem errettet, ich hier sitze und schreibe.

Was die Gesetze den einzelnen Menschen sind, das ist das europäische Gleichgewicht jedem einzelnen Staate. — Wo die eigene Stärke fehlt, die Ver-

nünft zu erziehen und auf die Stufe zu heben, die ihr gebührt, damit sie zügelnd die Leidenschaft beherrsche, da muß nothwendig eine fremde Macht vormundschaftlich eingreifen, um das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Ich mag nicht dem Strome folgen, welcher jetzt sich über einen Mann ergießt in ungemessenem Tadel, sogar von Vielen in gemeinen Verunglimpfungen — aber klar liegt am Tage, und deßhalb ist es zu sagen — daß Napoleon stets einen durchdringenden Verstand, aber nicht immer Vernunft bewiesen hat.

Die zwey letzten Bulletins dieses Krieges sind eine offene Beicht der begangenen Fehler, und das Resultat von Augenblicken, wo sogar — ergriffen vom allgemeinen Jammer, ein von Ehrgeiz erkaltetes Herz warm und menschlich empfand! —

Es ist nicht neu, daß der Soldat, Menschenrecht in dem friedlichen Bürger nicht achtet. Gleich einer Räuberhorde verwüstet oft ein Heer; allein die Beweggründe, welche Raub und Plünderung im Großen und vom Armee-Commando aus sogar oft gebieten, sind es nicht, wenn der Soldat seine Ungebundenheit gegen Individuen richtet. Und doch, leider! nicht Unschuld, nicht Thränen, nicht blühende Schönheit, nicht entstellende Verzweiflung, können die rohen Leidenschaften bezähmen — alles hier genannte steigert nur die Begierde! —

Das alles, o Freundinn, habe ich gesehen, ja sogar die Befriedigung der Rache und der Lüste an Todten!! sogar die eigenen Freunde und Cameraden blieben nicht verschont! — Die künftigen Geschlechter werden Mühe haben, zu glauben, was auf dieser langen Straße von Moskau bis Kowno Gräßliches und unmenschliches geschehen!!! —

Es war 3 Uhr Nachmittags, an einem in Rußland so kurzen Novembertage, als wir von Smolensk abfuhren. Ein dicht fallender Schnee verfinsterte die trübe Luft. Smolensk liegt an einem Hügel, unter dessen Fuß der Dnieper rauscht. Den Kräften unserer 4 Pferde mißtrauend, wagten wir es nicht, den von glatteis spiegelglatten Berg in der Stadt hinauf zu fahren. Wir wählten vielmehr den größern Weg außerhalb der Stadt, um die Festungswerke. Ein ahnungsvoller Wind blies uns entgegen. Der Tannenwald, in den wir bald kamen, war schauerlich dunkel. Ein Schwarm schwarzer Raben gab dem Gekrache der von Sturm bewegten Tannen, eine seltsam fürchterliche Harmonie. — Graf Pückler äußerte Besorgniß den Weg zu verlieren, allein ohne Grund; denn zerbrochene Wagen aller Art, so wie todte Menschen und Pferde waren mehr als hinreichende, und leider! für so Manche doppelsinnige Wegezeiger!! — Außerdem leuchtete eine vom Horizont wiederscheinende Flamme uns voran; bezeichnend die Gegend, wohin wir mußten. Um Mitternacht kamen wir da an. Es war der Bivouak des 1sten Armee-Corps. Nur noch

zwey Häuser waren vom Feuer verschont. Grenadiere schützten sie, damit der Marschall Davoust ruhen konnte. Wir hatten für die Pferde Heu in Smolensk aufgeladen. Georg besorgte den erquickenden Caffee. Einem stärkenden Schlaf im Wagen uns überlassend, war es schon heller Tag, als der Donner des Geschützes uns weckte. Seit Wiasma, hatte ich diesen Ton, der gleichgültig mein Ohr berührte, nicht mehr gehört. Pückler sprang aus dem Wagen die abgezäumten Pferde in Ordnung bringen zu helfen. Das Gefecht war vor uns. „Der Kaiser ist in Kroßnoui", hieß es (wovon wir noch sechs Stunden entfernt waren.) „Kutusov hat den Kaiser und den Prinzen von Eckmühl zugleich angegriffen." „Die Schlacht kann nicht gewonnen werden" wurde hinzugesetzt. Der Lärm war groß. Ein Soldat, der sonst gewohnt war gegen den Feind im offenen Feld zu halten, befindet sich krank in einem Wagen, in einer peinlichen Verlegenheit. Graf Pückler brachte unsere Kalesche in Bewegung. Eine zahllose Menge von Fuhrwesen war an einem Berg zusammengedrängt, wo es nur den kräftigern Pferden gelang, hinauf zu kommen. Alles schrie durch einander; — nicht zu beschreibende Verwirrung. Ungewiß, wohin sich zu wenden, fuhren viele rückwärts gegen Smolensk; doch ein ungewöhnlicher Donner, der die Erde erbeben machte, wurde jetzt nach der Seite von Smolensk gehört, und alles fuhr jammernd zusammen. — Es war Ney, der die Festungswerke in die Luft sprengte. — Ney, der i s e r n e Soldat, welcher hiedurch dem Kaiser

das Zeichen seines Abmarsches von Smolensk gab. — Ich saß, zu schwach, um an irgend etwas lebhaft Theil zu nehmen, still im Wagen. Graf Pückler mit seinem Reitknecht, Georg, mein Kammerdiener und Johann, mein Kutscher, schlugen fluchend auf die Pferde, um solche den Berg hinaufzutreiben. Mehrere Versuche mißlangen. Die guten Thiere! es fehlte ihnen nicht an gutem Willen, aber wohl an Kraft. Eine Batterie Zwölfspfünder kam an Um gewisser den Berg hinauf zu kommen, ließ der Kommandant die Pferde von 3 Kanonen vor eine spannen, um so einzeln die Geschütze auf die Höhe zu bringen. Alles andere Fuhrwerk mußte indessen warten. Pückler erhielt die Erlaubniß, aus Achtung für den im Wagen kranken Oberofficier, zwischen die Kanonen hinein zu fahren. Also noch ein Versuch, die Pferde hatten etwas ausgeruht und gefressen — es gieng. Als ob ich helfen könnte, bog ich mich aus dem Fond des Wagens vor — anrufend, wiewohl mit schwacher Stimme — die Pferde, dabey mich ängstlich hebend, so wie man wohl im Traum empfindet, wenn man von einer jähen Felsenwand in eine unabsehbare Tiefe stürzt. — Das schien zu helfen — schon drey Quart der Höhe erreicht — nur noch einen kräftigen Zug! Die dritte Kanone kam eben jetzt im Trab herauf. Schon waren deren vordere Pferde neben meinem Wagen, der nicht mehr aus der Stelle gieng; vergebens schoben die Bedienten an den Rädern, die Kräfte der Pferde waren erschöpft. Zwey Fuhren hatten nicht neben einander Platz, eine mußte wei-

chen. Barmherzigkeit! flehte Graf Pückler — Barmherzigkeit! schrieen meine Leute, sich an die Trainsoldaten wendend. Umsonst, die Kanone fuhr vor. Ich bog mich in die Ecke des Wagens zurück, die Augen zudrückend: mein schwacher Zustand erlaubte keine andere Parthie. Zwey Haus hoch flog der Wagen mit Pferden und allem von der Seite in den Abgrund hinab.

Als ich mich wieder fand, lag ich zusammen gedrückt und verkehrt in einer Ecke des Wagenverdecks. Ich hörte des treuen Georgs Stimme: „Gnädiger Herr!" rufen. Mühsam wickelte er mich aus den Pelzen, und trug mich an ein, wie es schien, erst so eben verlassenes Feuer. Mit seiner gewohnten Schnelligkeit füllte er den Kessel mit Schnee, und in kurzer Zeit gab er mir eine erwärmende Tasse Caffee. Die Pferde, berichtete der Kutscher, seyen gesund, der Wagenkasten auch noch gut, allein Räder und Achsen zertrümmert. Graf von Pückler habe seine zwey Pferde genommen, und sey mit seinem Reitknecht fort. Die Schlacht gehe übrigens glücklich; die Verbindung zwischen dem Kaiser und dem Marschall Davoust sey bereits wieder hergestellt.

„Nun denn," rief ich wie neu gestärkt, „so packt alles, was wir noch an Lebensmitteln besitzen, auf ein Pferd, bindet mich auf das andere fest, und dann in Gottes Namen vorwärts."

Es war Mittag. Wir schlossen uns an eine Kolonne Fußvolk des 3ten oder polnischen Armee Corps.

Eine Stunde von Kroßnoui kamen wir in das Gefecht. Die Russen bestrichen von einer Anhöhe die Straße mit schwerem Geschütz. Georg stutzte. „Vorwärts" sagte ich, die Kugeln hatten den alten Respect.

Die Nacht bivouakirten wir in einem Hof in der Stadt, wo ein polnischer General im Hause wohnte. Großer Genuß folgte diesem mühevollen Tag. Georg hatte nämlich im Gedränge einen Hammel aus der kaiserlichen Heerde erwischt, den er tief keuchend einher trug, und neben mich als Mantelsack aufband, uns beyde dann aber mit einem großen Mantel zudeckend, damit die Beute unentdeckt blieb. Das gute Thier und ich, wir lebten recht friedlich neben einander.

Angekommen auf unserm Bivouak, schnitt Georg dem Schuldlosen den Kopf ab, und mittelst in die Erde geschlagener Stäbe, wurde dessen eine Hälfte gebraten. Ganze Zwiebeln steckte Georg in das magere Fleisch. Kaum konnten wir den Hunger zähmen, bis unser Braten halb fertig war. — Mit Dank erfüllt mich noch jetzt die Erinnerung, an jenes frugale Mahl, welches wir im Kleeblatt verzehrten, und worauf Schnee fiel, als entbehrliche Zugabe. — Tief eingehüllt in meine Pelze am lodernden Feuer eines eingerissenen Gebäudes, schlief ich erquickend, nichts empfindend von der Schärfe der nächtlichen Kälte. Man fand Morgens viele Erfrorene.

Kanonendonner weckte uns Morgens. Der Kutscher hatte einen Schlitten gefunden. Nachdem alles geordnet, fuhren wir ab. Am dritten Tag waren wir in Orza. Ich übergehe, was die Theilnahme nicht anspricht. Nur noch zwey Begebenheiten will ich hier ausheben: meine Gefangenschaft zwischen Orza und Bohr, wo ich entkleidet und von allem verlassen, dem Schicksal anheim gegeben war, und den Uebergang über die Berezina, wo ich bereits unter dem Hufschlag der Rosse — nur wie durch ein Wunder erretet ward.

In Elbing, wohin ich noch heute abreise, denke ich meine Erzählung fortzusetzen. Nur das Eine fiel mir in Kraßnoui und Orza auf: ich fuhr nämlich immerwährend unter zahllosen Menschen, und sah doch keine Bekannten! — Ach, und auch jetzt sah ich nur wenige meiner Waffengefährten wieder. — Jene Schwadron, an deren Spitze ich ruhmvertrauend und immer so stolz mich fühlte — sie ist nicht mehr. — Ihr, die ihr mir so oft vertrautet, die keine Gefahr schreckte, wenn ihr mich voran sahet — euch weiht euer Anführer das dankvollste Andenken. — Ja es ist ein inniges Band, eng geflochten, was einen Anführer an seine Truppen bindet. Ich werde nie ohne Stolz der nahe gehenden Liebe gedenken, wovon ich so manche That nachzuweisen habe. — Hartes Schicksal, welches uns trennte! — Mehr als 400 Stunden mußte ich allein, nur von zwey Dienern begleitet, in Elend und Jammer reisend, die Crisis des

Nervenfiebers bestehen. Und auch diese treuen Diener verlor ich an der Berezina.

Ja, ohne den nie besiegten Muth, hätte ich es nicht überstanden. Lange Zeit hatte ich nichts, als sparsam Pferdefleisch, und kein anderes Getränk als Caffee im Schneewasser gekocht. — Unbegreifliches Schicksal! — welches mich Schwerkranken erhalten, während Gesunde niedersanken!"

VII.

Prinz Viktor von Neuwied. *)

Von glühender Liebe beseelt für sein Vaterland, und von brennendem, unauslöschlichem Hasse gegen die Unterdrücker desselben, war Victor schon als ein undzwanzig-jähriger Jüngling, im Jahr 1801. in das östreichische Heer, so wie drey seiner gleichgesinnten Brüder, in das preußische Heer eingetreten.

„Sie werden, wie jene Römerinn, stolz seyn," schrieb er damals an seine würdige Mutter, „wenn Sie Ihre Söhne für das Vaterland sterben sehen: denn früh oder spät müssen wir doch dahin scheiden." — Als sich Oestreich im Jahr 1805. von neuem zum Kriege rüstete, rief er aus: „Einzig um die Erhaltung des teutschen Reiches wird dieser Krieg geführt,

*) Dieser Aufsatz, als unserm Zwecke völlig entsprechend, wurde aus dem geschätzten Heldenbuche von Christian Niemeyer, jedoch mit einigen Abkürzungen in gegenwärtiges Buch aufgenommen.

und deßwegen muß jeder junge Germane die Waffen ergreifen: denn wer dürfte die Unterjochung überleben? — Was wird noch aus unserm Vaterlande werden! Rings um Uneinigkeit unter uns! O daß doch ein Bernhard von Weimar unter uns aufstände, der alle Tapfern vereinte, um den teutschen Namen zu erhalten." —

Als im Oktober desselben Jahres das östreichische Heer bey Ulm zu Grunde gieng, kämpfte der Prinz und seine Genossen so standhaft, daß von drey Tausenden des Regiments zuletzt nur noch sechshundert übrig waren. Er schrieb auch an seine Mutter:

„Ich werde mir Mühe geben, schnell ausgewechselt zu werden, um wieder gegen die Franzosen zu fechten. Ich lebe und sterbe nur in der einzigen Absicht, unsre edle Nation nicht unterdrücken zu lassen, und wenigstens, so viel ich Einzelner kann, es mithelfen zu verhüten.

Er wurde ausgewechselt, und kämpfte schon am 2. December wieder in der Schlacht von Austerlitz. Sie war durch Heldenmuth schon gewonnen, als sie durch Fehler der Anführer dennoch verloren gieng.

„Nun werden wir, „rief der edle Hermannssohn entrüstet aus, „die Ehre haben, für Bonaparte zu fechten, wenn sich in irgend einem Winkel von Eu-

ropa

ropa noch ein Funke von Widerstand gegen seine Herrschaft zeigen wird. Ich aber will lieber nach Domingo gehen und für die Schwarzen fechten, als mich unter eine übermüthige Herrschaft schmiegen. Viel lieber laß ich mein Leben, als meinen unbeugsamen Sinn, der auf durchdachten Grundsätzen beruht." —

Er hörte, daß Franz die deutsche Kaiserkrone niedergelegt, und das deutsche Reich sich (1. Aug. 1806.) aufgelöst habe.

„Die Franzosen," sagte er klagend, „haben ihre Wünsche erreicht. Wann wird ein Hermann erscheinen? Unsere alte Freyheit, unsere kriegerische Ehre, alles ist zerstört durch die Schlauheit eines Italieners, der unsere Fehler geschickt benutzt hat. — Die Liebe zu dir, o Vaterland! zwar ist mächtig, allein die Liebe zu dir, o Freyheit ist allmächtig. — Laßt uns aus dieser Sclaverey uns retten und in einem freyen Lande bessere Zeiten abwarten; — Vielleicht kommt der günstige Augenblick bald, wo wir für unsere Freyheit fechten und handeln können. Dieses ist aber nicht das Werk eines Einzelnen. Der Wille aller insgesammt muß es ausrichten. Dieses muß das letzte Ziel jedes Deutschen seyn!" — —

Victor sah bald nachher durch die unglückliche Jenaer Schlacht auch Preussen fallen (14. October 1806.).

„Die letzte Hoffnung ist vernichtet!" rief er jetzt aus. „Deutschland ist unwiederbringlich verloren!

Das Schicksal Preussens steht auch uns *) bevor, und dann sehe ich dasselbe auch über Rußland schweben. Asien wird zuletzt dem Wüterich eine reiche Beute geben, und seinem unbegrenzten Ehrgeiz ein weites Feld zu unerhörten Eroberungen. — Nun sind wir ohne Vertheidigung in die Gewalt der Franzosen dahingegeben. Nichts kann uns retten, als die eigene Kraft. Doch vielleicht ist diese traurige Epoche eben ein Mittel, die ganze deutsche Nation zu vereinigen und den Provinzialgeist in ächten Patriotismus umzuschaffen. — Oestreich und Preussen lernen sich endlich als Brüder des alten Deutschlands kennen; sie fangen an einzusehen, daß ihre bisherige Eifersucht die Ursache ihres Unterganges wird. — Die gemeinschaftliche Schmach tilgt jedes andere Gefühl. — — Tiefer können wir nicht mehr sinken; so werden wir uns also wieder erheben. — Auf einem zweyten Rütli müssen wir uns alle die Hände geben und sprechen: Freyheit oder Tod! — Das ganze Volk muß sich bewaffnen. Ein Volk das ernstlich will, muß jede feindliche Armee, die in sein Land eindringt, besiegen. Nur nicht vertraut auf die stehenden Armeen! — Sie sind Schuld am eingerissenen Despotismus, an der Herabwürdigung des Nationalcharakters und der Vaterlandsliebe!"

Der Prinz sah am Ende des Jahres 1808 Oestreichs Rüstung zu einem neuen Kriege gegen Buo-

*) Nämlich Oestreich.

naparte. Er sagte: „Aber keinen gewöhnlichen Krieg dürfen wir jetzt führen. Millionen, wie in Spanien, müssen sich erheben; alle ersinnliche Wuth und Begeisterung muß in das Volk gebracht, kein Blut darf geschont werden. Mir kommt es im Geiste vor, daß mit der Zeit noch ein Tag der Nationalrache kommen werde!" —

Der Krieg von 1809 brach los. Der Prinz vertheidigte in der Regensburger Schlacht (23. April) das Dorf Weinring, und fiel unter die französischen Eisenreiter. Er wollte lieber sterben, als sich ergeben, und wehrte sich wie ein Verzweifelter. Endlich aber sprang ihm die Klinge bey diesem ungleichen Kampfe, das herabströmende Blut einer Kopfwunde machte ihn wehrlos, und er wurde von zwey Reitern gefangen fortgeschleppt. Kaum war er wieder geheilt und nach Abschluß des Friedens auf freyen Füssen, so war auch sein unwiderruflicher Vorsatz gefaßt. Da es in Deutschland keine neue Aussicht zu einem nahen Kriege gegen die Franzosen gab, so beschloß er vom deutschen Boden Abschied zu nehmen, und durch einen Umweg, über Konstantinopel und Malta nach Spanien zu reisen, um wenigstens dort die Buonapartisten bekämpfen zu helfen.

„Lebt wohl!" ruft er den Seinigen in Neuwied (am 30. Jan. 1810) zu, „bis wir uns froher und freyer wiedersehen." — Er kam im Julius zu Cadix

an, und fand dort schon eine Menge gleichgestimmter, deutscher Landsleute, Oestreicher, Preussen und Reichsländer an, die alle mit ihren Waffen den Erbfeind aufsuchten. Von hier aus schrieb er an seine Mutter:

„Es liegt ein mächtiger Trost in der Idee frey zu seyn, und bey der allgemeinen Schwäche und Nachgiebigkeit seinen Grundsätzen nachzuleben! Schimpft einst die Nachwelt über die Trägheit unserer Zeitgenossen, so können alle, die meinen Weg wandeln, ohne Reue zurücksehen auf ihr Leben, und kommt eine bessere Zukunft für das Vaterland, woran ich nicht zweifle, so können wir uns sagen, daß auch wir aus allen Kräften dazu beytrugen, und also auch unsern Antheil an dem verbreiteten Glücke haben.“—

Im Jahre 1811 kämpfte er an der Seite der Spanier in Catalonien gegen Suchet und Macdonald. Fünfhundert schlaue Gebirgsjäger (Miquelets) hatten durch eine in den Gräben verborgene Thür die starke Grenzfeste Figueras (9. April) überrumpelt. General Martinez war mit einer Hülfe von 4000 Mann zu ihnen gestossen; aber die Franzosen hatten nun sogleich die unten liegende Stadt besetzt, und die Burg selbst umzingelt, um sie auszuhungern. Campo Verde beschloß die Stadt mit Sturm zu nehmen, die Franzosen zu vertreiben, und die Burg mit frischen Lebensmitteln zu versorgen. General Sarsfield stellte sich an die Spitze des Regiments Ultoni. Das zweyte Bataillon führte der Prinz. Sie drangen

(3. May) unter einem mörderischen Feuer aus allen Fenstern der Stadt über die Gräben und Queerwälle dennoch hinein und gewannen den Marktplatz; aber der Obrist und die Hälfte des Regiments waren gefallen; ein neuer Haufen Franzosen brach hinter den Häusern hervor; die Spanier mußten weichen. Nur 100 Mann dieses starken und trefflichen Regiments kamen davon. Unter diesen befand sich der Prinz, der mit einem goldnen Verdienstzeichen geschmückt wurde. — Die Besatzung des Schlosses Figueras hatte zuletzt alle Lebensmittel aufgezehrt. Ein Versuch, welchen sie in der Nacht (vom 16. bis zum 17. Aug.) machten, durch die französischen Schanzen und Verhaue zu brechen und sich ins Freye zu retten, mißglückte. Darnach mußten sie am 19. August die Feste den Franzosen zurückgeben.

Victor war aber schon im Mai mit Campo Verde nnd Sarsfield weiter nach Tarragona gezogen; welcher schlecht befestigte, mit einer schwachen Besatzung versorgte Seeplatz von dem ganzen Heere des Suchet auf das heftigste belagert wurde. Die Stadt war durch zwey leichte Linien von Feldschanzen, welche den Hafen auf beiden Seiten deckten, mit der nahen See in Verbindung gesetzt worden. Diese Linien zu vertheidigen, übernahm der tapfere Sarsfield. In seinem Generalstabe stand Victor als Obristlieutenant Am 21. Juni liefen die Franzosen in fünf gewaltigen Haufen Sturm gegen die zertrümmerten Mauern und Schanzen. Alle vier Haufen, welche sich gegen

die Stadt gerichtet hatten, drangen hinein; nur der fünfte allein, welcher jene Landschanzen an der Seeseite erobern wollte, wurde durch die tapfere Schaar unter Sarsfield und dem Prinzen abgehalten und zurückgeworfen. Aber die unglückliche Stadt selbst war (28. Juny) unterdessen in die Hände der Franzosen gefallen, die Einwohner wurden niedergemetzelt, die Häuser in Brand gesteckt. Wer noch Zeit hatte sich zu retten, floh auf die englischen Schiffe im Hafen. Diesen einzigen Fluchtweg hatte die Tapferkeit Sarsfields und des Prinzen offen erhalten. Zuletzt nahm die Flotte auch Sarsfield, den Prinzen und den kleinen Ueberrest der tapfern Vertheidiger der Seeseite an Bord und segelte davon. Nachdem jener unermüdliche Britte sich wieder durch frische Mannschaft verstärkt hatte, machte er über Puicerda hinaus einen neuen Zug, um durch die Pyrenäen in Frankreich selbst einzufallen. Den Vortrab, der aus kühnen Wallonen und Schweizern bestand, führte Victor. Er hatte die Franzosen schon auf mancher Höhe bestürmt und hinabgeworfen; als er den 27. Januar 1812 bey St. Felio de Codinas einen starken Haufen gegen sich ziehen sah. Er stürmte sogleich mit dem Bajonnett dagegen an, wurde aber durch zwey Stiche im Gesicht und eine Kugel, welche Brust und Rücken durchbohrte, besinnungslos niedergestreckt. Der Feind wurde dennoch geworfen und weit hinaus verfolgt. Die Soldaten des Regiments Tarragona hatten den Prinzen aufgehoben und trugen ihn auf ihren Schultern, so daß er sterbend noch seinen siegreichen Vortrab

führte. So wurde er nach Castel de Sol gebracht, erholte sich anscheinend wieder, sprach sehr heiter von nichts anderm als dem glücklichen Ausgange des Gefechtes, und reichte dem General Sarsfield lächelnd die Hand; aber am 28sten des Abends um eilf Uhr, wurde er mit einem Male sehr schwach, forderte zu trinken, richtete sich ein wenig auf, und war — ehe man es merkte — sanft hingeschieden. Seine irdische Hülle wurde darnach mit großen Ehren in der Gruft der Kirche von Castel de Sol eingesenkt. — So endete ein junger, edler, teutscher Held, ein Muster für Alle! —

VIII.

Erinnerung
an
zwey teutsche Helden,
Albert Carl Joseph und Franz Joseph,
Prinzen von Hohenlohe-Schillingsfürst.

Prinz Albert Carl Joseph, geboren den 6. November 1787 — gestorben den 14. Octob. 1805 — war Rittmeister im Kaiserlich Oestreichischen Regiment La Tour, und zeichnete sich durch Heldemuth aus.

Während dem Kriege gegen Frankreich im Jahr 1805 war der Prinz mit seinem Regimente in Ulm. Dasselbe hatte an dem Treffen zwischen Jungingen und Haslach, eine Stunde von Ulm, lebhaften Antheil.

Beym Ausrücken am 11. October sagte der Prinz „Vor fünf Jahren hat bey Ulm eine Kugel den rechten Fuß meines Bruders getroffen, vielleicht trifft mich heute eine am linken; in Gottes Namen! — so legt man uns zusammen."

Auch an diesem blutigen Tage, an welchem die Oestreicher beträchtliche Eroberungen machten, zeichnete sich das benannte, tapfere Regiment aus; der Prinz wiederholte mit seiner Schwadron den Versuch des Einhauens; sein Wachtmeister nahm die Estandarte des 15ten französischen Dragoner Regiments, und erhielt zur Belohnung der kühnen That 36 Ducaten, und für die silberne Medaille, die er schon besaß, die goldene.

Der Prinz hatte einen Musquetenschuß durch den rechten Hüftknochen bekommen. Mit dieser Wunde ritt er eine Strecke von dritthalb Stunden nach Ulm, weil seine Begleiter den nähern Weg verfehlten.

Die Kugel hatte den Hüftdarm verletzt, daher auch hier die vereinte Kunst der geübtesten Aerzte scheiterte. Er starb am dritten Tage mit einer Hingebung, die den wahren Muth des Helden bezeichnet, bewundert von seinen Umgebungen, ernstlich beweint von allen die ihn kannten.

Erschütternd war die Szene, als seine getreuen Reiter weinend vor das Sterbebett sich stürzten, wie der brave Wachtmeister Gold und Ehrenzeichen hinwarf, nur für die Erhaltung seines theuern Anführers flehend.

„Warum weint ihr?" fragte der scheidende Edle, „der Soldat muß in jeder Stunde dem Tode ruhig entgegen sehen! — früher oder später; das geht auf eins hinaus!"

So sank frühe diese schöne Blüthe teutscher Kraft ins kühle Bett der ungestörten Ruhe.

Am 28. Mai wurden die feyerlichen Exequien für den Prinzen zu Ulm gehalten.

* * *

Prinz Franz Joseph von Hohenlohe Schillingsfürst, war K. K. Rittmeister von Mezaro's Husaren, ein gleich tapferer Krieger. In dem Gefechte bey Dellmensingen, 3 Stunden von Ulm, am 21. Mai 1800, woselbst er seine Husaren mit bewunderungswürdigem Muthe führte, zerschmetterte ihm eine Kanonenkugel den rechten Fuß. Man brachte den Prinzen am 23. Mai nach Ulm, woselbst er andern Tags nach Abnahme des beschädigten Beins verschied, und am 25. Mai beerdigt wurde.

Auf dem Kirchhofe der ehemaligen Deutsch-Ordens-Commende in Ulm schlummern beyde teutsche Helden brüderlich beysammen.

Das fürstliche Haus Hohenlohe und mit demselben viele biedere Teutsche, trauren um diese zwey vortrefflichen Zweige, die vor der Stadt Ulm als Opfer für das erhabene Oestreichische Haus fielen.

IX.

Schwarz von Sonnenburg. *)

Nichts scheint mir leichter, als eine ganze Heerschaar großer, berühmter, merkwürdiger Männer in einem Volke aufzustellen, wenn man mit dem vorlieb nehmen will, was der gemeine Haufe groß und ruhmwürdig heißt. Jedes Jahrzehend hat seine eigenen Helden, die man, wie billig, im nächsten Jahrzehend wieder über die nachfolgenden vergißt. Warum sollte nicht auch ein Fürst, mit ausgedehnten Machtmitteln, mehr von sich reden machen, als ein Privatmann? Warum sollt' es im Kriege an Schlauheit, Geistesgegenwart und Tapferkeit fehlen — Tugenden, die nicht dem Menschen allein, sondern auch den wilden Thieren angehören? — Ist es so selten daß der Mensch für Ehre oder Gold, für ein Or-

*) Anmerkung des Verfassers. Die Züge zur nachfolgenden Darstellung sind aus Herrn M. Blumhardts Magazin für die neueste Geschichte der protest. Missions- und Bibelgesellschaften. 1. Jhrg. 4. Quartalheft gehoben.

densband oder ein schönes Mädchen, für Titel und Zeitungsgeschrey, und was sonst noch die Leidenschaft reizt, das Verwegenste wagt? Wahrlich, man hat heut zu Tage mehr Mühe die großen und merkwürdigen Männer alle zu vergessen, als sie kennen zu lernen.

Aber mit geringen Mitteln aus eigner Kraft das Größte leisten; Ruhm und Reichthum, und was der gemeine Haufe der Sterblichen preiset, verachten, sich selbst vergessen, um der Menschheit eine Wohlthat zu bringen; freudig jede Entbehrung und Mühe des Lebens übernehmen, um segensvoll auf Völker und Jahrhunderte zu wirken; dafür täglich den Tod sehn, und ihn nicht scheun; ohne einen Gedanken an Vergeltung, an Nachruhm, geschieden von Verwandten und Vaterland, sich seiner Ueberzeugung, seinen Pflichten ruhig aufopfern, das scheint mir in unsern Tagen zum Seltensten und Größten zu gehören, was sie hervorbringen können. Und das ist's wodurch ein edler Teutscher, Schwarz von Sonnenburg, der evangelische Apostel Ostindiens, unsrer Zeit bewunderungswürdig wird. Darum will ich hier von seinem Leben erzählen. Diesen wahrhaft großen Mann kennen die wenigsten seines Volks, wiewohl wenige würdiger sind, gekannt zu seyn.

An der Lenze in der Neumark, im Städtchen Sonnenburg, lebte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ein braver, bemittelter Bürgersmann, Namens Schwarz. Es war am 26. Weinmon. 1726

daß ihm seine Frau einen Sohn gebar. Er ward Christian Friedrich geheißen. Alles Lebensglück der Eltern hieng an dem Kinde. Aber die Mutter genoß der häuslichen Seeligkeit nicht lange. Sie erkrankte. Auf dem Sterbebette segnete sie den kleinen Liebling, und beschwor den Vater, ihn der Gottesgelahrtheit zu widmen, oder es wenigstens nicht zu hindern, wenn das Kind in spätern Jahren Neigung dafür äußern würde. Der Vater ehrte den Willen der geliebten Sterbenden. Im achten Jahre schickte er seinen Knaben, der für den ihm zugedachten heiligen Beruf fast zu lebenslustig schien, in die Stadtschule.

Hier war ein redlicher, frommer Rector, Namens Helm. Dieser Biedermann wußte noch nichts von all den kunstreichen Erziehungsweisen, die in spätern Zeiten so sehr gepriesen worden sind. Er glaubte, man könne das zarte Gemüth eines Kindes nicht früh genug mit Gott vertraut machen; nicht aber mit dem theologischen Catechismusgott, sondern mit dem ewigen, alles durchdringenden, alles durchschauenden, alles leitenden, alles beseligenden Vatergeist des unendlichen Weltalls. Zu Dem lehrte er Kinder beten; nicht Sprüche, sondern aus dem Innersten des Herzens, in der Einsamkeit. Frühes Anschliessen eines Geistes an das Höchste verhütet manche Sünde, die man sich sonst wohl erlaubt, wenn sie kein andrer belauscht. Darum ist wohl Religiosität die beste Grundlage der Jugendbildung. Wenn

man denkt: „Was werden die Leute dazu sagen?“ — pflegt man ganz anders zu handeln, als wenn man denkt: „Was sagt Gott dazu?“ — Genug, der junge Schwarz ward ein guter, frommer Knabe.

Bey seiner natürlichen Lebhaftigkeit konnte es nicht fehlen, daß er mancherley Nebensprünge that, die eben nicht von Frömmigkeit zeugten. Er machte sich viele Vorwürfe; mehr, denn ihm andre machten, und doch wards nicht besser. Er hielt es zuletzt für unmöglich, so gut zu seyn, als man seyn solle. Dies beständige innere Ringen mit sich selbst, war aber die kräftigste Selbsterziehung.

Damals gehörten noch die Schriften des frommen August Hermann Franke zu den beliebtesten in Teutschland. — Die herrlichen Stiftungen dieses großen Teutschen: wie viel Fürsten thaten so Großes, wie dieser Privatmann? sind noch heute unter uns berühmt. — Der junge Schwarz, entzündet durch Frankens begeisterndes Wort, wünschte nichts sehnlicher, als in der Nähe des Gottesmannes zu leben, und seinen Wandel zu sehen. Die Sehnsucht ward ihm erfüllt. Im zwanzigsten Jahre seines Alters kam er in die lateinische Schule des Halischen Waisenhauses.

Franke ward des edeln Jünglings Freund. — Wie konnte man anders? So viel Kraft mit so vieler Bescheidenheit gepaart, so viel Wißbegierde mit so heißem Verlangen vereint, nichts für sich, Alles

für Andre zu werden, mußten Theilnahme erregen. Während sich Schwarz den Wissenschaften des geistlichen Standes widmete, ward er zufällig mit einem Landsmann, Namens Schulz, bekannt, der lange als brittischer Missionär in Madras gelebt und den Plan entworfen hatte, zu Halle die Bibel in tamulischer Sprache drucken zu lassen. Schwarz war gefällig genug sogleich anderthalb Jahre der Erlernung des Tamulischen zu weihn, um einen richtigen Abdruck der heiligen Schrift in einer wenig bekannten Sprache unterstützen zu helfen. Und eben dieser Umstand entschied über sein ganzes Leben.

Eines Tages sagte Franke zu ihm: „Aus dem Drucke der tamulischen Bibel wird nichts. Sie haben anderthalb Jahre verloren. Hätten Sie nicht Lust, Gottes Wort den Heiden mündlich zu bringen, da Sie die Sprache derselben reden?" Der Gedanke in die Fußstapfen der ersten Zwölfboten Jesu zu treten; hinauszugehen in die Welt und den Heiden das Licht des lebendigen Gottes zu bringen; dafür Alles, Vaterland, Bequemlichkeit, Freunde und Verwandte hinzugeben, vielleicht den Tod der Märtyrer zu sterben — dieser Gedanke erschütterte das Gemüth des Jünglings mit einer schauerlichen Anmuth. Es war ein großer, des flüchtigen Lebens würdiger Gedanke.

Wenige Tage darauf empfieng er den Antrag zu einer sehr angenehmen und einträglichen Predigerstelle ohnweit Halle. „Um diese werden Hunderte

werden!" dachte Schwarz: der Troß unserer Geistlichen will Bequemlichkeit, will gute Tage; ihm ist's um Seelenrettung minder, als um die Pfründe zu thun. — Aber wer erbarmt sich der Unwissenden und Verlassenen in fremden Welttheilen? — Der Entschluß des vierundzwanzigjährigen starkmüthigen Jünglings war gefaßt. Er schrieb ihn dem alten Vater. Ergeben in Gott segnete dieser den Sohn. Und im Januar 1750 begab sich Schwarz nach London.

Er schiffte über das Weltmeer. — Er warf einen eben so ruhigen Blick auf Europa, das er nie wiedersehen sollte, zurück, als auf die finstere Zukunft hinaus. Sein Vaterland war nicht mehr Europa, nicht Teutschland, sondern das ewige Weltall. — Er stieg im Hafen von Trankebar aus und vereinigte sich mit der dänischen und brittischen Sendanstalt in dieser Stadt. Bald ragte er unter allen hieher gekommenen Glaubensboten durch Unerschrockenheit und thätiges Wesen hervor, das er immer mit Klugheit gegen die Umgebungen zu verbinden wußte. Er reisete durch das Land; er gieng in die Hütten der Hindu's; er lernte ihre Sprachen; er heilete, tröstete, rieth und half. Er entbehrte jede Lebensbequemlichkeit und war immer reich für Andre. Niemand schien für die Anmuth des geselligen Lebens geborner zu seyn, und Niemand entsagte derselben gelassener, als er. Immer war sein Herz den zärtlichsten Gefühlen der Freundschaft und des Mitleids offen, nie aber ward

es von der Liebe eines Weibes gerührt. „Der Missionar soll nichts haben, dann hat er Alles: Gott und die Welt. Die Bande der Ehe sind ein heiliges, von Gott selbst geknüpftes Band; aber der Missionar darf keine irdische Fessel tragen. Er muß frey seyn, muß Sprachen lernen; muß reisen; muß nicht Einzelnen sondern Allen angehören; muß mit jedem, der bedarf, das Seinige theilen; muß jeden Tag der Verfolgung Stirn bieten; jeden Tag den Augenblick erwarten, Blutzeuge der Wahrheit zu werden." So dachte und sprach er. Sein Vorbild war Christus. Ihm gieng er nach.

Am Kaveristrom, von einem Krokodillengraben umgeben, liegt die altindische Stadt Tritschunapalli. Sie war der vornehmste Waffenplatz der Britten gegen die kriegerischen Reiche von Madura und Tanjore geworden. Hier befehligte der Oberst Wood, der erst vor Kurzem das Vierfach größere Heer des gewaltigen Hyder Ali geschlagen hatte. Schwarz war auf seinen Wanderungen auch mehrmals schon in diese Stadt gekommen. Die brittische Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß beauftragte ihn, sich hier anzusiedeln, und von da aus seine Bekehrerarbeiten zu verrichten. Er gehorchte. In weniger Zeit war Oberst Wood der innigste Verehrer des teutschen Glaubenshelden.

Schwarzens Erscheinung in den Waldgebirgen Madura's blieb nicht ohne Wirkung. — Der Hindu

staunte den Muth und die Güte des Fremdlings an, welcher Wunden zu verbinden kam, die das feindliche Schwerdt der Britten geschlagen hatte. Bald ward er der Hausfreund aller Unglücklichen. Vielen schien er ein höheres Wesen. Er predigte den unbekannten Gott. Einzelne, gerührt durch sein mächtiges Wort, wandten sich dem Glauben zu, der ihn so furchtlos und wohlthätig machte in den Wildnissen. Er taufte die Bekehrten aus allen Klassen; auch einen braminischen Jüngling. Diesen hieß er Sattianaden, das ist: „Wahrheitsbekenner." — Ihn und andre der geistvollsten unter den bekehrten Hindu's bildete er sich zu Gehülfen. Mit ihnen setzte er fröhlicher sein heiliges Unternehmen fort, die erhabensten Wahrheiten und die schönsten Hoffnungen des menschlichen Geschlechtes unter Völkern zu verbreiten, denen davon noch keine Ahnung gekommen war. Oft auch begab er sich mit ihnen zu der großen und volkreichen Stadt Tanjore an den heiligen Flüssen, wo er selbst den Hofbedienten des Rajah das Wort des Evangeliums auslegte.

Der Rajah vernahm es und ließ den fremden Priester vor sich rufen. Schwarz trat zu ihm, wo der Fürst, umgeben von aller Pracht des Morgenlandes, seine Fragen vom Thron herab an ihn richtete. Schwarz entwickelte ihm geschichtlich den Gang der Offenbarungen Gottes im menschlichen Geschlecht. — Der Rajah horchte aufmerksam. Plötzlich trat der höchsten Braminen einer in den Saal, und nahm ei-

nen erhabenen Sitz ein, während der Fürst sich vor demselben auf den Boden niederwarf, und dann mit gefalteten Händen aufgerichtet stehen blieb. Schwarz mußte seinen Vortrag wiederholen. Vieles fragte der Fürst. Der Bramine schwieg. Jenem blieb ein großer Eindruck; dieser entfernte sich finster.

Die Stunde war entscheidend für das Land. Von nun an kam der teutsche Glaubensbote öfter nach Tanjore, wenn auch nur um den vielen europäischen Christen, die daselbst wohnten, Gelegenheit zu feyerlichen, gemeinschaftlichen Gottesverehrungen zu geben, und sie in ihren religiösen Ueberzeugungen zu stärken — eine Wohlthat, deren Größe nicht fühlt, der im Schooße eines civilisirten Welttheils von Kirchen, Schulen und zahllosen Hülfsmitteln religiöser Erweckung umgeben, wohnt. Auch Katholiken wandten sich hie und da, weil sie an Geistlichen Mangel hatten, zuweilen an evangelische Catecheten, was ihnen die Jesuiten zur Todsünde rechneten. Ueberhaupt hatten die evangelischen Glaubenslehrer in Ostindien weniger von den Heiden selbst, als von der Eifersucht der Jesuiten Verfolgung zu leiden. Diese, wo sie Evangelische erblickten, wiegelten nicht nur mit allen in ihrer Gewalt liegenden Mitteln die Katholiken gegen sie auf, sondern selbst den Hindu-Pöbel, denn sie sagten, vertreibe man die evangelischen Catecheten nicht, würden Brama's Tempel zertrümmern, die heiligen Pagoden zerfallen und die Opfer und Feyertage aufhören.

Bey aller Freyheit oder Duldung, welche Schwarz und seine Gehülfen unter den Hindu's genossen, waren ihre Arbeiten zur Aufklärung des Volks doch bey weitem nicht so fruchtbar, als man von Lehrern, wie diesen, oder von der siegreichen Einfalt christlicher Wahrheit vielleicht erwarten konnte. Allein wie viel Schwierigkeiten waren in einem Lande zu besiegen, wo vieltausendjährige Gewohnheiten, vieltausendjähriges Castenthum den Geist der Nation verkrüppelt und verunstaltet hatte! — Einen Hindu von seinen Uebungen und Vorurtheilen zu entfesseln, ist nicht schwerer, als einen von Kindheit in klösterlicher Beschränktheit ergrauten Mönch in die große Welt einzuführen und zum angenehmen, gewandten Höfling machen.

Allerdings fehlte es unter den Eingebornen nicht an Einzelnen, sogar nicht an Vielen, welche von der Beredtsamkeit Schwarzens und von der lichtvollen Wahrheit des Evangeliums überzeugt wurden. „Er hat Recht," sagten die Hindu's oft, wenn er ihnen in geselligen Zusammenkünften, oder bey festlichen Anlässen in der Nähe ihrer Pagoden Vorträge hielt: „Er hat vollkommen Recht. Es ist nur ein höchstes Wesen, ein Schöpfer, Weltvater und Beseliger der Geister. — Unsre Götterbilder und Ceremonien sind nichts. Er hat Recht!" — Aber der Haufe gieng auseinander, gieng zu den Götterbildern, und machte sorgfältig die Ceremonien mit. — Das ließ sich nicht ändern.

Ueberdieß wagt ein Hindu, wenn er Glauben und Uebung seiner Väter verläßt, zu viel; — er wagt Vaterland, Vermögen, Ehre, Freunde, Alles einzubüssen. Jeder seiner Landsleute verabscheut ihn, wie einen Verpesteten, wie ein Ungeheuer. Ein junger Mann aus einer höhern Caste, den Schwarz volkommen von der Hoheit des Christenglaubens überführt hatte, kämpfte drey Jahre lang mit sich selbst, ehe er sich entschliessen konnte, öffentlich ein Christusbekenner zu werden. In ähnlicher Lage war der Schwiegersohn eines Ortsvorstehers. Und doch mußte Schwarz auf öffentliches Bekenntniß dringen, damit einmal das Beyspiel gegeben, und Bahn zur Einführung des Christenthums gebrochen würde. Es gelang. Jene bekannten sich. Die Verfolgung begann. Schwarz trat dem Sturm entgegen. Er wußte die Gemüther zu besänftigen. Seine Einsichten, seine Tugenden erregten Ehrfurcht. Er söhnte die Gemeinden mit den Abtrünnigen aus, und so mit dem Christenthum selbst.

Leichter war es, Bekehrte aus den untersten Volksklassen, aus den verachteten Casten der Suders und der noch tiefer stehenden Parayen zu gewinnen. Oft meldeten sie sich sogar ungerufen in Menge zum Unterricht und zur Taufe, gewöhnlich aber nur, wenn üble Witterung oder Kriegsverheerungen die Erndten des Feldes vernichtet und Hungersnoth gebracht hatten; dann kamen sie. Aber sobald die Lebensmittel wieder wohlfeil wurden, und sie der Almosen und

Unterstützungen von Christen nicht mehr bedurften, verschwanden sie meistens wieder.

Dieß machte den starkmüthigen Schwarz nicht verdrossen. Aber sorgfältiger richtete er seine Thätigkeit auf bessere Vorbildung der Jugend, auf Stiftung von Schulen. Die Achtung, welche er bey angesehenen Britten genoß, wie beim Oberst Wood, beym Gouverneur Campbell und dessen Gattin, dem General Minero, dem brittischen Resident J. Sullirom, zu Tanjore, beym Rajah von Tanjore selbst, und dessen Gemahlin Tulja Maha, so wie bey dessen Sohn Serfodschi, setzten ihn in den Stand Geschenke und Beyträge genug zur Gründung von Lehranstalten zu sammeln. Für sich selbst forderte er nie. Und so groß war seine Uneigennützigkeit, daß er es sogar ablehnte, als ihm die Regierung von Madras ein jährliches Geschenk von 100 Pf. St. für ihr geleistete, wichtige Dienste bestimmen wollte. Er bat, man solle dieß einem seiner Amtsgenossen in Tirutschinapalli, Namens Pohle gewähren; überzeugt, dieser werde es zum Besten der Schule und der Unterstützung der Catecheten anwenden.

Jene Dienste selbst, die er der Regierung von Madras leistete, zeugen von der Hochachtung, welche man für ihn allgemein hegte. — Der Gouverneur Rumbold von Madras war nämlich in Furcht gerathen, Hyder-Ali, der mächtigste und tapferste von Indostans Fürsten, Eroberer und Gründer ei-

nes gewaltigen Reichs, rüste sich kriegerisch gegen die ostindischen Besitzungen Englands. Es kam darauf an, die Gesinnungen des furchtbaren Monarchen auf sichre Weise und ohne Geräusch auszuforschen. Dazu taugte keine förmliche Gesandtschaft; besser ein Privatmann, der durch seine Gelehrsamkeit und eigenthümliche Würde dem aufgeklärten Beherrscher von Mysore schätzbar seyn, und mit demselben sich ohne Zwischentritt eines Dollmetsch in der Landessprache unterhalten könnte. Jedermann rieth auf Schwarz, als den Einzigen, und zu einem solchen Werke Geeignetsten. Rumbold berief ihn zu sich. Schwarz, welcher damals im Begriff war, den Bau einer Kirche für die brittische Besatzung zu Tanjore zu unternehmen, willigte, da ihm der Gouverneur alle Hülfe zum Kirchenbau zusagte, um so lieber in die Reise nach Mysore und in die angetragene Sendung, weil er hoffen konnte, den Frieden des Landes zu erhalten. — Es war im Jahr 1779. Schwarz brachte ein Vierteljahr in Hyder-Ali's Reich zu. Er fand da Portugiesen, Engländer, Teutsche und Malabaren, die schon zu Tirutschinapalli christlichen Unterricht genossen hatten. Er gelangte zum Hyder-Ali; erreichte bey demselben vollkommen den Zweck der Sendung; war nebenbey der Prediger der dortigen Christen — ein Zelt auf dem Glacis der Vestung Mysore vertrat Tempelstelle und so kehrte er zurück, die Palme des Friedens tragend.

Als er sich von Hyder-Ali beurlaubte, in dessen prachtvollen, weitläuftigen Pallast er das Wort von Christus mehrmals und in mancherley Sprache verkündigt hatte, denn dafür ließ er keine Gelegenheit ungenuzt. bezeugte sich der große Monarch sehr huldvoll gegen ihn. Hyder-Ali hatte ihn lieb gewonnen. Er bot ihm einen Beutel voller Supien dar, damit er die Kosten einer bequemen Heimreise bestreiten möge. Der fromme Teutsche gab dem Könige das Geschenk in die Hand zurück, weil er schon das erforderliche Reisegeld von der Regierung zu Madras empfangen hätte. Der hindostanische Monarch, nur gewöhnt goldlüsternen Schmeichlern zu begegnen, erstaunte, lächelte und beharrte. Schwarz mußte den Beutel annehmen. Dieser nahm ihn endlich unter der Bedingung, daß der König erlaube, diese Gabe zur ersten Grundlage für eine neue Armenschule in Tanjore zu verwenden. Wie gern gewährte der edelsinnige Hyder-Ali, welcher selbst so viel und rastlos für Verbesserung seines Staates arbeitete. Gerne hätte er den uneigennützigen Menschenfreund in seinem Reich behalten, wo jede Religionspartheý gleiche Rechte genoß, und man nicht fragte, wes Bekenntnisses, sondern welcher Gemüthsart einer sey. Doch Schwarz kehrte zurück in die Gegenden, wo er schon des Löblichen zu viel begonnen hatte, welches noch der Stütze und Vollendung bedürftig war.

Denn hier waren viele Häuser für arme Wittwen von ihm gebaut, die er, reichlich geholfen vom jungen

Fürsten Serfodschi, verpflegte; hier viele Schulen der Kinder für Europäer und Hindu's, Anstalten die ihm ihr Daseyn dankten; hier mehrere neue Kirchen, die durch sein Steuersammeln zu gemeinschaftlicher und feyerlicher Gottesverehrung entstanden waren. Die Anzahl der bekehrten Hindus war im Raume mehrerer Jahrzehende zu groß geworden, als daß die wenigen einzelnen, und zerstreuten Tempel der Christen sie alle hätten fassen können.

Die Vielthätigkeit dieses teutschen Mannes in jenen Landschaften genau darzustellen, verbietet der Raum dieser Blätter, und würde die Aufmerksamkeit des Lesers ermüden. Er brachte mit dem Christenthum zugleich wahre Aufklärung und Gesittung unter die Heiden. Durch sein vorzügliches Mitwirken wurden jene Provinzialschulen der Präsidentschaft Madras gegründet, vermittelst welcher, weil in ihnen die englische Sprache gelehrt ward, der Verkehr der Eingebornen mit den Engländern erleichtert werden sollte, und wo Kinder angesehener Familien, Söhnen von Braminen und brittischen Kaufleuten unterrichtet wurden. Noch gegenwärtig blühen sie zum großen Vortheil Indostans. In kurzer Zeit (im J. 1791 und 1792) entstanden deren mehrere zu Tanjore, Ramanadapuram, Sinagenga und Kumbagonam; viele andere in nachfolgenden Jahren. Die Regierung von Madras wieß späterhin jeder dieser Provinzialschulen eine Beyhülfe von hundert Pfund Sterling an. — Mit dem Christenthum

führte Schwarz, so viel an ihm lag, zugleich den Genius christlicher Freyheit — den Geist erhabener Menschlichkeit — das Gefühl des Bruderthums aller Sterblichen in das Leben des Volks und seiner Herren ein. — Er half die schauerlichen Opfer des Budda Glaubens ändern, so weit hinaus er wirken konnte; er bekämpfte, mit kluger Schonung jedoch, das von Jahrtausenden erstärkte Vorurtheil des menschlichen Unterschiedes nach Casten unter den Neubekehrten; ja er trug nicht wenig selbst zur Vermenschlichung und Veredlung der Regierungsart in Ostindien bey; kein geringes Werk! — Denn kein gemeineres und verderblicheres Uebel ist zum Unglück der Völker überall, als daß die Regierenden auf oder um und neben dem Fürstenstuhl, ertrunken im Genuß eines behaglichen Seyns, in dem berauschenden Gefühl oder Wahn einer gewissen Allwissenheit und Allmacht, den Geist, das Leiden und Bedürfniß der Regierten verkennen. Sie nehmen gewöhnlich erst ihre eigne Unweisheit und Ohnmacht wahr, wenn sie das unabwehrliche Verderben hereinbrechen sehn, welchem sie selbst durch leichtsinnige Machtsprüche und Fehlgriffe Thor und Riegel öffneten.

Freylich der Glaubensbote mischte sich so selten als möglich, in weltliche Angelegenheiten und Staatsgeschäfte. Aber, wenn die Noth vorhanden war, und soldatische Herrlichkeit nicht mehr aushalf, dann rief man ihn, als den Weisen, um Hülfe an. Und dann half er. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, auf die

Staatsführung bleibenden Einfluß zu erhalten. Er verschmähte das. Er hatte wohl Größeres zu thun, was jedoch gemeinen Staatsmännern immer sehr klein scheint, aus Menschen nämlich selbstdenkende, gottverwandte, freye Wesen zu schaffen, während jene es oft für groß halten, aus Menschen Automaten zu machen, deren sie zehntausend, wie einen, durch einen Federzug lenken können.

Als der alte Raja von Tanjore das Ende seiner Tage nahe fühlte, rief er den edeln Schwarz im Jahr 1787 zu sich, stellte ihm seinen Thronerben, einen an Kindesstatt angenommenen, neunjährigen Knaben vor und sagte: „Vater Schwarz, Sie sollen künftig Vater des Thronerben seyn. — Ich übergebe das Kind in Ihre Hand und Pflege. Sie werden dasselbe und das Land nach meinem Tode wohl leiten.“ Ein Missionar gewöhnlichen Schlags, wie man deren aus der Schule der Jesuiten genug kennt, würde den Antrag ohne Zweifel mit tiefster Bescheidenheit angenommen haben. Schwarz aber erwiederte: „Euer Hoheit wissen wie bereitwillig ich bin, Ihnen zu dienen; aber dieser Befehl übersteigt meine schwachen Kräfte. Ihr Hof, Sie wissen es, ist von Partheyen bewegt. Ich kann nicht immer gegenwärtig seyn. Heiligere und ältere Verpflichtungen rufen mich oft ab. — Vielleicht würde ich monatlich kaum ein- oder zweymal den jungen Fürsten sehn können. Ich fürchte, daß auf solche Weise Ihr Land in Verwirrung, das Leben des edeln Kindes selbst in

Gefahr gerathen könnte. Sie müssen auf einen andern Ausweg denken." —

„Aber welchen rathen Sie mir an?" fragte der Rajah.

„Sie haben einen Bruder," entgegnete Schwarz, „vertrauen Sie ihm den Sohn. Er soll Vater seyn. Er wird das Leben des Kindes und die Ruhe des Landes am sichersten bewahren."

Der Rajah ward nachdenkend. — Am folgenden Morgen ward Schwarz in den Pallast berufen. Der Bruder des Rajah und das Kind saßen im Prachtsaal unter einem Thronzelt. Unter den Anwesenden war auch ein brittischer Obrist. „Ich habe den Rath des Vaters Schwarz befolgt," sagte der Rajah, „mein Bruder ist Vater dieses Kindes. Er soll nach mir den Staat regieren; er wird wenn das Kind volljährig ist, als Vater gegen dasselbe handeln. — Sie, meine Herren, sind Zeugen dessen, was ich hier sage. Ich hoffe, die ostindische Compagnie wird meinen letzten Willen bestätigen."

Das Land Tanjore war im Jahre 1787 in der traurigsten Lage. Die Regierung hatte für nichts gesorgt, als eine lange Dürre die Erndte vernichtet hatte. Die Abgaben des Volks dauerten fort. Die Einwohner konnten den Druck nicht mehr ertragen. Viele wanderten aus. Man sah ganze Städte und Dörfer fast Menschenleer. Der Gouverneur fürchtete, die Auswanderungen mögten die allgemeinste Hungers-

noth zur Folge haben. Er berief also den frommen Schwarz, und trug ihm und drey andern Männern auf, über die Führung der Landesangelegenheiten Aufsicht zu führen. Der Rajah gab ihm die Anweisung, den Einwohnern in seinem Namen zu erklären, daß künftig alles gerecht und billig regiert werden solle. Schwarz that es. Sein Wort verbreitete sich schnell. Auf seine Zusage hatte jeder Vertrauen. — Siebentausend Ausgewanderte kamen auf einmal zurück; Familienweis folgten die Andern nach. Und obgleich schon die beste Jahrszeit zum Anbau des Landes vorüber war, griff doch alles muthig zu den Ackerwerkzeugen und baute die Felder in Hoffnung besserer Zeiten wieder an.

Ein langes, thatenreiches Leben, ein tägliches Wiedererscheinen stiller und seltener Tugenden, eine heitre Frömmigkeit, welcher jede Lebensbequemlichkeit, jeder Rang, aller Eigennutz, aller Reichthum gleichgültig war, mußten den Missionar mit allgemeiner Ehrfurcht umringen. Christen und Heiden bewunderten ihn. Er schien ein göttlich geweihter Bote Gottes. Nur er selbst zweifelte an seinem Werthe, während er überall durch die herrlichen Wirkungen seiner Mühen hinwandelte. Der Hindu betrachtete ihn fast mit abergläubischer Hochachtung. Diesem Einzigen, der in unbegrenzter Zuversicht auf die Gottheit, nichts fürchtete, schien nichts schaden zu können. — Man konnte sich noch lange davon erzählen, wie da am 14. Januar 1772 der Pulverthurm der Vestung

von Tirutschinapalli in die Luft flog, und zahllose Menschen nah und fern ums Leben kamen, oder verwundet wurden, er ruhig in seinem Zimmer saß, und die Kugeln, welche zerschmetternd um ihn herflogen, ihn unverletzt ließen. — Oder wie, als im J. 1773. eine ansteckende Seuche Tirutschinapalli verödete, daß binnen vierzehn Tagen mehr als tausend Menschen umkamen, er ohne Grauen, tröstend, helfend, segnend zwischen Kranken, Sterbenden und Leichen umherwanderte, und die Pestilenz keine Macht an ihm hatte.

Auch sahen in späterer Zeit, Heiden wie Christen, den siebenzigjährigen Greis als ihren gemeinschaftlichen Vater und Schutzengel an. Und da er erkrankte, ward das Land voll Trauer. Hindu's und Europäer drängten sich zu seinem Sterbebette. Auch der jetzige Rajah Serfodschi, damals noch Erbprinz des Reiches Tanjore, besuchte ihn. Schwarz wandte sich voll patriarchischer Hoheit gegen ihn und sagte: „Wenn mich Gott von hier abruft, Fürst, bitt' ich Sie, ergeben Sie sich nicht der Liebe zum Prunk und nichtigem Glänzen. Darin besteht keine Fürstengröße. Sie haben meine Dienste zuweilen belohnen wollen. Ich fordere jetzt mit sterbender Stimme den Lohn: Handeln Sie gnädig gegen die Christen in ihren Staaten. Gerechtigkeitspflege ist die wahre Seele der öffentlichen Wohlfart. — Führen Sie regelmäßige Gerichtsstellen ein, und sorgen Sie dafür, daß überall unpartheyisch und streng Recht gepflegt werde. Und wie sehr wünsch' ich, daß Sie Ihrem Götzendienste

entsagen, und dem allein wahren Gott, den Sie kennen, dienen mögten! Er sey Ihnen gnädig und gebe Ihnen Lust und Kraft es zu thun."

Frommruhig, wie sein Leben, war sein Sterben. Im zweyundsiebenzigsten Jahre seines Alters, am 13. Hornung 1798 starb er zu Tanjore. Sein Leichnam ward in der Kapelle außerhalb des Forts beygesetzt, die er in dem von der Königinn Tulja Maha ihm geschenkten Garten neben seinem Wohnhause hatte erbauen lassen. Der Rajah wollte den Leichnam des Ehrwürdigen noch einmal sehen. Der Fürst sank im tiefen Schmerz neben der Bahre nieder, benetzte mit einem Strom von Thränen die Leiche und bedeckte sie darauf mit einem goldgestickten Kleide. — Auf dem Wege zum Grabe hatten die Christen beschlossen ein Leichenlied zu singen; aber der Zudrang einer unübersehbaren Volksmenge, und das Wehklagen der Armen, die ihren Vater verloren hatten, war so groß, so laut, daß der Gesang unterbleiben mußte.

Einige Jahre nach dem Tode Schwarzens errichtete ihm der Rajah Serfodschi in der Kirche von Tanjore ein würdiges Denkmal von Marmor, um, wie sich der Fürst in einem Schreiben vom 28. May 1801 ausdrückte: „das Andenken unsers verstorbenen, ehrwürdigen Vaters Schwarz unter uns zu verewigen, und meine Achtung öffentlich zu erkennen zu geben, die ich für den Charakter dieses großen und guten Mannes in meinem Herzen trage." Der edelsin-

nige Hindu-Fürst ließ es nicht beym kalten Marmor bewenden. — Nie vergaß er das Wort des sterbenden Gerechten. Noch mehrere Jahre nachher ließ er süd-östlich von Tanjore, 16 Meilen von dieser Hauptstadt ein sehr ansehnliches Gebäude zum Besten der Braminen und Reisenden aufführen, und weil er in demselben eine bedeutende Lehranstalt zur Erziehung hindnischer Kinder verschiedener Casten angelegt hatte, begründete er auch, in zarter Anhänglichkeit an den vollendeten Schwarz, in einem nahe gelegenen Dorfe, für fünfzig arme Christenkinder, eine Erziehungsanstalt. Auch befahl er, daß allen Bekennern des Christenthums in seinem Reiche, sie mögen Civil- oder Militärstellen bekleiden, von ihren Vorgesetzten erlaubt werden solle, den Gottesdienst an Sonn- und Festtagen zu besuchen, und daß sie an solchen Tagen frey von Berufsgeschäften seyn sollen.

So wirkte Schwarz von Sonnenburg. Er war ein Teutscher!

Heinrich Zschokke.

X.

Teutscher Frauenmuth.

Es giebt eine Geschichte, welche sich im Munde der Völker fortpflanzt. Ein jedes Volk, wenn es etwas werth ist, bewahrt in fortschreitenden Sagen, die Ehre seiner Väter und die Schmach seiner Nachbarn.

So werden die teutschen Anwohner des Oberrheins nie die Schrecknisse vergessen, welche Frankreich im Orleansschen Successionskriege über sie gebracht; wie denn überhaupt von keinem andern Lande, so viele und furchtbare Erschütterungen ausgegangen, als von jenem. Es war im verhängnißvollen Jahre 1689, als die französischen Truppen am Rhein von Paris den Befehl erhielten, die Pfalz mit einem Theil der angrenzenden Landschaften durch Feuer und Schwerdt in eine Wüste zu verwandeln. — Louvois, damals Kriegsminister des allerchristlichsten Königs, hatte den Brandbrief unterzeichnet, freylich ohne Vorwissen seines Herrn, der sich damit begnügte, daß ihn seine Dichter, Redner und Maitressen den Großen nannten. Hätte Louvois in unsrer Zeit gelebt,

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ohne Zweifel würde er die Marat, Carrier, Lebas, und wie die Urheber der Guillotinaden, Füsiladen und republikanischen Heyrathen sonst heißen, weit überboten haben. Seine Befehle fanden getreue Vollzieher. Von Heidelberg aus sandte Melac seine Rotten nach allen Seiten hin, um friedliche Städte und Dörfer zu zerstören, und die wehrlosen Bewohner allen Drangsalen des Lebens Preis zu geben. Bald waren Creuznach, Oppenheim, Gernsheim, Worms, Mannheim, Frankenthal, Speyr, Ladenburg, Wachenheim, Alzey, Durlach, Pforzheim, Kuppenheim, Ettlingen, Rastadt und hundert andere Orte nebst zahllosen Kirchen, Klöstern, Höfen ꝛc., nur noch rauchende Brandstätten. Von den Bewohnern hatten einige das Beste ihrer beweglichen Habe, die meisten jedoch nur das nackte Leben in die unwirthlichen Gebirge gerettet.

In dem Schlosse zu Baden wohnte damals die Markgräfin Maria Franziska, aus dem Hause Fürstenberg, mit ihrem einzigen unmündigen Sohne. Sie war die Wittwe des Markgrafen Leopold, der sich, neben Stahrenberg und Montecuculi, unsterblichen Ruhm auf der Waffenbahn erworben hatte. Die Franzosen gaben vor, sie seyen gekommen der Fürstin zum Schutze zu dienen. Unterdessen rissen sie die Mauern der Stadt ein, erbrachen in der Kollegialkirche die Gräber der Fürsten, und streuten ihre Gebeine umher. Auch verhehlten sie ihre Absicht nun nicht mehr. Rings um Baden rauchten Städte und Dörfer. —

Staatsbibliothek MÜNCHEN

Man rieth der Markgräfin, sich zu entfernen; doch ihr Muth wankte nicht. „Ich will das Loos der übrigen Einwohner theilen“ gab sie hochherzig zur Antwort.

Der Sohn des Kriegsministers Louvois befand sich bey dem Corps zu Baden. Er trat nun vor die Fürstin, mit der Erklärung, Stadt und Schloß würde niedergebrannt werden.

„Ich werde meine Wohnung nicht verlaßen, bis die Flammen über mir zusammenschlagen,“ versetzte sie mit zürnendem Stolz dem Abgeordneten.

Nicht weit vom Schlosse stand das Nonnenkloster der Frauen zum heiligen Grab. Die Markgräfin hatte es kürzlich erst erbaut, und sich in der Klosterkirche ihre letzte Ruhestätte bereiten lassen. An dieses Kloster wurde jetzt von den Franzosen die Brandfackel angelegt. Bald loderten die Flammen hoch empor — und wälzten sich mit den Rauchwolken über die dazwischen stehenden Häuser vom Kloster auf das Schloß hin. — bald wirbelte auch Rauch und Feuer um den Hügel empor, auf welchem das Schloß stand. — Alle Wohnungen brannten. — Die meisten Bewohner hatten sich bereits in die benachbarten Wälder gerettet, und in das Geprassel der Gluthen mischte sich furchtbar die Wehklage der Greise und Kinder, die der Zerstörung nur mit schwachen Schritten entfliehen konnten.

Jetzt erst entschloß sich die muthige Fürstinn, ihre Wohnung zu verlassen.

In der Hauptkirche zu Baden ist ihr lebensgroßes Bildniß von der Hand eines unbekannten, aber trefflichen Bildhauers. Sie kniet neben ihrem Gemahl, auf einem Sarkophag, und in der edeln, herrlichen Gestalt erkennt man die Frau von teutschem Muth und Sinn.

Aloys Schreiber.

XI.

Drey edle Fürstensöhne gleichen Namens.

1.

Leopold von Dessau.

Dieser vortreffliche Held war einst regierender Fürst von Anhalt-Dessau, und zeichnete sich besonders im spanischen Erbfolgekrieg aus. An Muth und Tapferkeit übertraf ihn keiner der Heerführer seines Zeitalters, und ohne Bedenken kann er den tapfersten Helden des Alterthums an die Seite gestellt werden. In Teutschland und Italien, wo er die preussischen Truppen befehligte, errang er mehr als einmal unverwelkliche Lorbeern, sey es, daß er in offener Feldschlacht kämpfte, oder, wie es bey Landau geschah, an der Spitze seiner Grenadiere die Vorwerke einer Festung erstürmte. — Aber im höchsten Glanze erschien seine Tapferkeit am 13. August 1704, als die französische Armee von den Teutschen und Engländern unter Eugens und Marlboroughs Anfüh-

rung gänzlich geschlagen, der Marschall Tallard mit 800 Officieren und 15,000 Gemeinen gefangen, 100 Kanonen genommen, 300 Fahnen und Standarten erobert, und 20,000 Feinde verwundet oder getödtet wurden. Dieser Sieg war um so ehrenvoller, da die Franzosen nicht nur der Zahl nach überlegen waren, sondern auch die vortheilhafteste Stellung inne hatten. Auf der rechten Seite waren sie durch die Donau, auf der linken durch einen Wald gedeckt, und von vornen erschwerten Gräben und Sümpfe das Anrücken ihrer Gegner.

Fürst Leopold von Dessau stand damals auf dem rechten Flügel unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen, und führte eilf Bataillone Preussen, an welche sich sieben Bataillone Dänen angeschlossen hatten, gegen die Anhöhe von Lützingen, welches der Stützpunkt des linken französischen Flügels war. Unter dem anhaltenden Feuer der feindlichen Kanonen, welches mörderisch in den Reihen seiner Soldaten wüthete, rückte der jugendliche Held, damals 26 Jahre alt, über eine tiefliegende Wiese den furchtbaren Batterien entgegen. Eugens Reiterey nicht vermögend stand zu halten, ergriff die Flucht. Das Fußvolk kämpfte noch eine Zeitlang; aber von der Reiterey verlassen, fieng auch dieses an zu wanken, in Unordnung zu gerathen, und zu fliehen. Da eroberte der heldenmüthige Fürst im blutigen Waffengetümmel mit eigener Hand eine Fahne wieder, die seine Waffengefährten bereits verloren hatten, schwang sie auf seinem Pferde hoch in

die Luft, zeigte sie seinen weichenden Kriegern, und begeisterte sie durch diesen Anblick und durch seine Worte zu dem heldenmüthigen Entschlusse sich aufs neue zu sammeln, und wieder vorzurücken. Hierauf betrat er, die Fahne in der Hand, zum zweyten Mal mit ihnen den blutigen Weg. Die Reiterey war bereits wieder vorgerückt, und das Fußvolk bereit lieber zu sterben, als noch einmal zu weichen, schritt über die Leichen der gefallenen Brüder in einer Ordnung vorwärts, die nicht schöner gesehen, und nicht einen Augenblick mehr erschüttert werden konnte. Dadurch wurde die Anhöhe von Lützingen erstürmt, und das Lager nebst den Kanonen des Feindes erobert. (Europäische Fama vom Jahr 1704. Seite 160 — 169.)

Eugen schrieb deswegen einen eigenen Brief an den preussischen König Friedrich den Ersten, worin er den preussischen Truppen überhaupt ein außerordentliches Lob beylegt. Aber in der Ueberzeugung wie viel von dem heldenmüthigen Beyspiel des Fürsten Leopold abhieng — gab diesem der Oberfeldherr das ehrenvolle Zeugniß, daß er das meiste zu diesem Siege beygetragen habe. Denn wie hätte selbst Marlborough, der die Engländer, Holländer und Hessen auf dem linken Flügel gegen das Dorf Blindheim führte, seinen großen Plan ausführen können, wenn Eugens Truppen nicht von neuem so muthig vorgerückt wären? —

— „Sire!“ heißt es unter anderm in Eugens Briefe, besonders muß ich dem Fürsten von Anhalt sein höchst verdientes Lob beylegen, der auf keine Art seine Person schonte, und vor keiner Gefahr sich entfärbte, so daß man ihm den Gewinn des außerordentlichen Sieges, zu seinem unsterblichen Nachruhm, größtentheils zuschreiben muß!“ — (Europ. Fama, Thl. 30. S. 383.)

Niemals wird daher der Name dieses Helden in Teutschland vergessen werden, zumal da Leopold nicht nur ein tapferer Soldat, sondern auch ein guter Regent war. Wiewohl von Jugend auf in den Geschäften des Kriegs geübt, und an blutige, schauerliche Schauspiele gewöhnt, bewahrte er doch in sich ein menschenfreundliches Herz; und vieles Gute wurde unter ihm für das Wohl seines Landes gethan.

2.

Leopold von Braunschweig.

Dieser Prinz, geboren im Jahre 1752, war der Oheim des unsterblichen Herzogs, welcher bey Quatrebras fiel, und ein so edler Mann, daß es, wiewohl sein Name bekannt ist, Sünde seyn würde, in einem Buche, das der Erinnerung der edelsten Züge teutschen Muthes und Hochsinns geweiht seyn soll, denselben zu übergehen. Zwar machte er sich durch

keine Kriegsthaten berühmt; — denn zum Glücke für Teutschland gab es damals, als er erwachsen war, keine Gelegenheit, sich im Felde besonders hervorzuthun. Aber seine Größe bedurfte keiner blutigen Heldenkrone; denn er war als Mensch schon groß genug, und einer der edelsten, welche je auf Gottes Erde standen. Neben vielseitiger Geistesbildung besaß er ein Herz, welches ihm eine Achtung bey der Nachwelt erwarb, wie sie kein erobernder Alexander und Cäsar erringen kann. Vom ächten Geiste der Religion durchdrungen, war ihm nichts heiliger und tröstlicher, als das Wohl seiner Nebenmenschen zu befördern, und sich selbst als ein edles Werkzeug in Gottes Hand zu betrachten.

Als er den 9. Jenner 1776, im vierundzwanzigsten Jahre seines Alters, seine Vaterstadt Braunschweig verließ, um als Befehlshaber ein preussisches Regiment zu übernehmen, welches ihm der große Friedrich übergeben wollte, so saß er während der Reise neben seinem Begleiter anfänglich in den tiefsten Gedanken versunken, und redete beynahe zwey Stunden lang nicht ein einziges Wort. Sein Begleiter schrieb dieses Stillschweigen hauptsächlich dem Schmerze bey, welchen der Prinz wegen des Abschiedes von seinem väterlichen Hause, und von seinen geliebten Lehrern und Freunden, worunte Lessing und Jerusalem waren, empfunden haben möchte. — Aber auf einmal lebhaft, sagte der edle Fürstensohn: er habe sich unterdessen besonnen, ob wohl in Braunschweig ein

Mensch sey, den er beleidigt, und nun ohne Versöhnung zurückgelassen habe.

— „So wie ich jetzt" setzte er hinzu, „aus meines Vaters Hause gegangen bin, so wünsche ich einst mit Gottes Hülfe aus der Welt zu gehen, und die Ueberzeugung mit mir zu nehmen, keinen Menschen unversöhnt, oder ohne Hülfe, wenn ich helfen konnte, zurückgelassen zu haben." —

Sein Grundsatz war, daß es die höchste Beruhigung im Sterben sey, wenn man Menschen recht viel Gutes thun könne. — Wenn ihm nur dieses gelinge, sagte er, so wolle er gerne sterben. — Diese Worte waren kein eitles Gepränge der Lippen, sondern giengen aus dem tiefsten Gefühle seines Herzens hervor, und redeten lauter noch durch seine Thaten, als durch den Mund. Ein wahrer Engel Gottes auf Erden, kannte er kein größeres Vergnügen, als bedrängten Menschen zu helfen. Jeden Monat ließ er zu Frankfurt an der Oder, wo er als General mit seinem Regimente wohnte, bedeutende Summen Geldes, die er durch seine einfache Lebensart an sich selbst ersparte, an bestimmte Arme und Nothleidende ausbezahlen. Dürftige Waisen ließ er auf seine Kosten ein Handwerk lernen. Elende und Kranke suchte er in ihren Stuben auf, um sie durch Wort und That trösten zu können. Von dem frommen Wunsche beseelt, die Kinder seiner Soldaten zu edeln Menschen zu bilden, besoldete er ihretwegen einen eigenen Lehrer.

Bey Feuersbrünsten und Wassersnoth erblickte man ihn immer da, wo die Gefahr am größten war. Besonders im Jahr 1780, als die gewaltige Fluth der angeschwollenen Oder den Damm zu durchbrechen drohte, war er es hauptsächlich, welchem die Vorstadt ihre Rettung verdankte.

Wo ist ein Menschenherz, welches diesem edeln Fürstensohne nicht ein langes, glückliches Leben gegönnt hätte, und einen späten, süßen Tod auf dem sanftesten Sterbebette? Aber anders fügte es der höhere Wille, dessen Gründe so oft verborgen sind. Den 27. April 1785 starb er als ein Opfer der Menschenliebe, indem er in der Oder ertrank. Um bey der großen Ueberschwemmung dieses Flusses den bedrängten Bewohnern der Vorstadt zu Hülfe zu kommen, und namentlich einer armen Frau ihre hülflosen Kinder zu retten, bestieg er im Angesichte der drohenden Todesgefahr einen Kahn, fuhr in die Wasserfluth hinein und wurde von den Wellen verschlungen.

Viele teutsche Schriften gedenken seines herrlichen Namens, und der großen Vollendung seines erhabenen Lebens. Viele Denkmäler sind ihm gesezt — viele Thränen um ihn geweint worden. —

3.

Leopold von Hessen-Homburg.

Mehr als ein Prinz aus dem ehrwürdigen Hause Hessen-Homburg hatte an dem ehrenvollen Kampfe unsrer Zeit Antheil, als die freye Selbstständigkeit des teutschen Volkes und Vaterlandes entschieden wurde. Dieser aber starb einen Tod, wie ihn nur der bewährteste Held sterben kann.

Am 2. May 1813, am Tage der blutigen und durch die preussische Tapferkeit verherrlichten Schlacht von Lützen, war er mit dem General von Ziethen, bey dessen Truppen er sich befand, an der Spitze der Tapfern in das Dorf Großgörschen eingedrungen. Man focht mit der größten Erbitterung, und unter dem fürchterlichen Gewehrfeuer sanken viele seiner Waffengefährten nieder. General Ziethen, in der Absicht den Prinzen von dem gefährlichen Punkte zu entfernen, auf welchem er stand, ersuchte diesen einen Auftrag auszurichten. Der Prinz, dem die Absicht des Generals nicht entgieng, antwortete, er werde seinen Wunsch erfüllen, sobald das Dorf erobert sey. Der General bat ihn, sich nicht ohne Noth solcher Gefahr auszusetzen. Der Prinz, seines Berufes eingedenk, erwiederte, dieses sey der Platz, der ihm gezieme. Der General bat ihn, wenigstens seinen Stern in der Nähe des Feindes abzulegen. Der Prinz, seiner fürstlichen Würde sich erinnernd, sprach: „das thue ich nicht."

In diesem Augenblick traf ihn der ehrenvolle Todesschuß, und er sank von seinem Pferde. Ziethen ließ ihn durch zwey Husaren aus dem Dorfe tragen. — Noch rang der Held mit dem Tode, als der Adjutant des preußischen Königs, von Natzmer, auf ihn zueilte. Sterbend reichte er ihm seine schon krampfhaft zuckende Hand, und verschied. Mehrere teutsche Tagesblätter haben seines Heldentodes in Ehren gedacht.

* * *

Drey edle Fürstensöhne, würdig der Unsterblichkeit in der Geschichte! — Welcher von ihnen der Heldenmüthigste war, möchte ich nicht entscheiden. — Aber wenn man mich fragen würde, welcher von ihnen der Liebenswürdigste sey — bey aller Ehrfurcht vor den beyden andern — antwortet mein Herz: der Zweyte!

Friedrich Sonntag.

XII.

Rettung sechs auf dem Bodensee Verunglückter durch die Lindauer Schiffleute.

Am 12. November 1816 gegen Mittagszeit, erblickte man von Lindau aus, in sehr bedeutender Entfernung gegen Fussach hin, auf den schäumenden Fluthen des stürmenden Sees, einen schwarzen treibenden Gegenstand, welchen die Schiffleute, ungeachtet des beynahe undurchdringlichen Nebels, bald für ein umgestürztes, verunglücktes Schiff erkennen.

In demselben Augenblick werfen sich acht hiesige Schiffleute und drei Schifferknaben, in ein für solche Fälle in dem Hafen bereit stehendes Renn- oder sogenanntes Jagdschiff, zu denen sich noch vier, gerade am Damm anwesende, Reichenauer Schiffknechte gesellen, und rudern das Boot mit ungeheurer Anstrengung durch die Brandung in den offenen See, dessen Wellen, durch einen bereits mehrere Stunden andauernden,

äußerst heftigen Sturm, bis zu einer fast beispiellosen Höhe emporgethürmt, ihnen mit jedem Augenblick den Untergang drohen, und sie nur in großen Intervallen das verunglückte Schiff, den Gegenstand ihrer Anstrengung wieder erblicken lassen.

Durch beynahe übermenschliche Anstrengung gelingt es den Braven endlich doch dahin zu gelangen. Aber nun — welch ein Anblick für ihre theilnehmenden Herzen! — Ein Schiff umgestürzt, und jeden Augenblick von den Fluthen überströmt, dessen Kiel und Mastbaum von sechs bereits halb todten Menschen, mit dem letzten Rest ihrer sinkenden Kräfte umklammert.

Keine Minute ist mehr zu versäumen, sollen die Unglücklichen gerettet werden. — Jeden Augenblick fürchten die herannahenden Lindauer, die Erstarrten in das Wogengrab hinabstürzen zu sehen. — Bey diesem Anblick des Jammers erneuern, verdoppeln sich die bereits sinkenden Kräfte der Retter. Ruf auf Ruf ertönt aus ihrem Boot — die Ruder fliegen. — Hoffnung auf nahe Rettung facht den letzten Lebensfunken der Verunglückten an, und fester klammern sich wieder ihre blutenden Hände.

Jetzt ist der Wrak erreicht. Sorgsam muß man sich ihm uahen, um nicht noch im letzten Augenblick, bey der so hoch gehenden See, durch Anfahren die Unglücklichen hinabzustürzen. Einzeln werden sie nun aufgenommen und mit unsäglicher Anstrengung die

beynahe Leblosen, welche sich nicht die mindeste Selbsthülfe mehr zu geben vermögen, an Bord gebracht. — Endlich sind alle geborgen, und nun geht es mit erneuerten, durch das schöne Gefühl erfüllter Menschenpflicht gehobenen Kräften, an die Rückfahrt.

Gleichsam empört über die gelungene Rettung, über den ihm entrissenen Raub, thürmt der See Verderben drohende Wellen dem Kahn entgegen; — bald werfen ihn diese hoch in die Höhe, bald stürzt er wieder in den finstern Abgrund hinab.

Aber ruhig, wie der Gerechte dem Tod ins Auge blickt, furchtlos stehen die Männer. Ein Ruderschlag auf beyden Seiten — das Schiff fliegt! — Jetzt nähert es sich dem Hafen; jetzt landet es! Wahrlich! ein großer, ein herzerhebender Anblick, ein solches Schiff anfahren zu sehen. — Der Damm ist mit Menschen bedeckt. Mitten durch die Menge tragen die Retter, selbst von Wasser und Schweiß triefend, ihre Geretteten.

In einem nahe gelegenen Hause sind bereits alle Anstalten zu ihrer Behandlung, zu ihrer Erquickung getroffen. Nach und nach gelangen sie zur Besinnung, und sind nun erst im Stande Kunde zu geben von ihrem Unfall.

Es war das Fußacher Botenschiff, welches früh Morgens nach Lindau segeln wollte, und unterwegs durch einen heftigen Windstoß und Verwickelung des

Segels

Segels umschlug. Von denen 12 in demselben befindlichen Personen ertranken sogleich 4, worunter 3 Frauenspersonen. Von den übrigen acht Unglücklichen, welche sich theils auf das umgestürzte Schiff zu retten, theils den Mastbaum zu umklammern suchten, fanden später noch 2 ihr Grab in den Wellen, indem sie sich von Kälte erstarrt, nicht länger zu halten vermochten. — In undurchdringlichen Nebel und Schneegestöber eingehüllt, wurden die übrigen Bedauernswerthen beynahe fünf Stunden jämmerlich auf dem wogenden See herumgetrieben, und jeden Augenblick von den Wellen überströmt. Sie hörten nahes Glockengeläute. Ihren schwachen und immer schwächer werdenden Hülferuf aber — vernahm kein menschliches Ohr. — Endlich als sie an jeder Rettung verzweifelten, als ihre letzten Kräfte schwanden, und Todesnacht bereits ihr Auge umflorte — da ertönt der Ruf aus dem Lindauer Schiff, und weckt sie zu neuem Leben.

Die Namen der 6 Ertrunkenen sind:

Mariane Schoblerin, Dorothea und Mariane Schneiderin, Nikolaus Kister, Leonhard Schneider, beyde von Fussach, und ein Fremder von Altstetten.

Gerettet wurden:

Leonhard Weiß, Baptist Geibele, Johann Schneider Karls Sohn, Gebhard Zollner, von Fussach, Johannes Schneider von Höchst und Melchior Wegerlin von Langenargen.

Die Namen der Retter, so wie das, was in Folge dieses Vorfalls von Sr. Königl. Majestät von Bayern sowohl an von Sr. Kaiserl. Majestät von Oesterreich, hinsichtlich der braven Lindauer Schiffleute allergnädigst verfügt worden, ist — so wie das fernere edelmüthige Benehmen der letzteren, aus folgenden authentischen Aktenstücken zu entnehmen.

Auszug eines Schreibens des K. K. Oestr. Kreisamts in Voralberg, an das K. Bayr. Polizey-Commissariat Lindau, von Bregenz am 28sten November 1816 N. Pr. 621.

— „Erst heute brachte ich in Erfahrung, daß die rechtschaffenen Schiffleute von Lindau, welche am 12ten dieses Monats, mit offenbar eigener Lebensgefahr fünf hierländische Unterthanen mühevollst vom Tode erretteten, ihre menschenfreundliche Großmuth nicht bloß auf die heldenmüthige Lebensrettung beschränkt, sondern sogar auch die ihnen von der Stadt (Handelsstadt) Lindau, mit 20 Bayerischen Thalern abgereichte Gratification dem Gemeinde-Vorsteher in Fussach, zur Vertheilung unter die Wittwe und die Mutter der zwey ertrunkenen Schiffleute übermacht haben."

„Gleichwie ich diese auszeichnend menschenfreundliche Handlung eben unter einem nachträglichen zur höhern Kenntniß zu bringen, mich beeile, gebe ich mir zugleich die Ehre, das löbliche königliche Polizey-Commissariat hiermit dienstfreundlich zu ersuchen,

den großmüthigen Schiffleuten einsweilen meinen herzlichen Dank für diese edle That ehegefälligst bekannt geben zu wollen."

Von Daubraweick,
Kreishauptmann von Voralberg.

* * *

Aus dem Amtsblatt des Ober-Donauer Kreises. IX. Stück.
(Die Rettung einiger am 12. November v. J. auf dem Bodensee Verunglückten betreffend.)

Im Namen Sr. Majestät des Königs.

„Bey der am 12. November v. J. auf dem Bodensee erfolgten Verunglückung des Fussacher Botenschiffes, haben sich durch Rettung von 6 Menschen, aus den Wogen des stürmischen Sees, mit augenscheinlicher Gefahr ihres eigenen Lebens ausgezeichnet:

1.) Die Schiffmeister von Lindau:

Ulrich Jundt, Konrad Oberreit, Christoph Schielin, Stephan Reutin, Andreas Stoffel, Ulrich Gloggengiesser, Heinrich Riesch, Johann Koch, Joachim Sohm.

2.) Die Schiffknaben von Lindau:

Heinrich Stoffel, Konrad und Jakob Oberreit.

3.) Die Schiffknechte von Reichenau:

Balthasar Blum, Georg Gänsler, Martin Grösch und Sebastian Grießer.

„In Anerkennung dieser muthvollen und verdienstlichen Handlung haben Sr. Königl. Majestät den zweyen erstbenannten Schiffmeistern, dem ersten die goldene, und dem zweyten die silberne Verdienstmedaille zu verleihen; dann 100 fl. zur Vertheilung an die unbemittelten der sämmtlichen muthvollen Retter anzuweisen, und zu befehlen geruht, daß alldenselben die allerhöchste Zufriedenheit durch öffentliche Bekanntmachung, wie es denn hiemit geschieht, bezeugt werden soll."

Augsburg den 30. May 1817.

K. B. Regierung des Ober-Donaukreises.

Freyherr von Gravenreuth.

Rayser. Coll. Stiwel.

Die feyerliche Ertheilung dieser goldenen und silbernen Verdienst-Medaille an die Betreffenden geschah am 7. April 1817 zu Lindau von dem Königl. Herrn Landrichter in Gegenwart sämtlicher Autoritäten und einer zahlreichen Bürgerschaft.

* * *

Signatur des Königl. Polizey-Commissariats zu Lindau, an den dasigen Schiffmeister Ulrich Jundt, die Verleihung einer goldnen Civil-Verdienst-Medaille betreffend, ad N. 119. vom 14. Nov. 1817.

—„Nach einer anhero gelangten Note des K. K. Kreisamts in Vorarlberg, vom 8. d. M. hat die K. K. Zentral Organisations-Hofkommission über den Antrag, die von Sr. K. K. Majestät allergnädigst ver-

liehene mittlere goldene Civil-Ehren-Medaille der Schifferzunft in Lindau zuzuwenden, unterm 8. v. M. die höchste Entschliessung erlassen, daß die einstimmige Zuerkennung der Ehren-Medaille an den Schiffermeister Ulrich Jundt, welcher zur Rettung der verunglückten Fussacher Schiffleute den ersten Vorschlag machte, der allerhöchsten Absicht vorzüglich angemessen erachtet werde."

„Indem man dem Schiffmeister Ulrich Jundt diese Ehren-Medaille behändigt, und ihn von dieser allerhöchsten Willensmeinung in Kenntniß setzt, und hinsichtlich des öffentlichen Tragens derselben bemerktt, daß zuvor noch die allerhöchste Erlaubniß von Seiten Bayerns gehorsamst zu erbitten sey."

K. Polizey-Commissair.
Dollaker.

Die Erlaubniß, diese goldene Verdienst-Medaille wirklich zu tragen, wurde dem Schiffmeister Ulrich Jundt von Sr. Königl. Majestät von Bayern laut allerhöchstem Rescript, dd. München den 14. Merz 1818, ertheilt.

Rumpf.

XIII.

Johann Jakob Langenbacher. *)

Der fünf und zwanzigste Oktober des Jahres 1778 war für die Gegend des würtembergischen, jetzt badischen Amtes Hornberg, ein sehr trauervoller Tag. Jenes schöne und fruchtbare Thal, welches sich von Hornberg über Gutach hinabzieht, wurde an diesem Tage in eine schauerliche Wüste verwandelt. Nach einem langwierigen Regen ergoß sich ein fürchterlicher Wolkenbruch. Die Flüße traten aus ihren Ufern, und eine verheerende Ueberschwemmung entstand, deren unwiderstehliche Gewalt — Bäume und Felsen, Trümmer zerstörter Häuser, und Todtensärge aufgewühlter Gräber mit sich fortriß. Mehrere Menschen,

*) Anmerk. des Verfass. Eine ehrenvolle Erwähnung dieses frommen, heldenmüthigen Mannes, findet man bereits in den Beyspielen des Guten. (Stuttg. 1808. Thl. 1. Nr. 110.) Da aber die Erzählung daselbst zu kurz und zum Theil unrichtig ist, so wurde gegenwärtiger Aufsatz verfaßt, nachdem ich das Glück hatte aus zuverläßiger Quelle eine nähere Kenntniß von Langenbachers Schicksal zu erhalten.

theils von den Wellen verschlungen, theils von herabgesunkenen Erdfällen erdrückt büßten dabey ihr Leben ein.

In dem schönsten Theile des Thales an der Landstraße von Villingen nach Offenburg, und in der Nähe eines schnell fließenden, silberhellen Stromes, welcher gleichen Namen mit dem Orte führt, liegt das Dorf Gutach, rings mit zahlreichen Obstbäumen umkränzt. Dieses Dorf war an jenem verhängnißvollen Tage bestimmt der Schauplatz des tiefsten Elends zu seyn, um zugleich das Bild der erhabensten, im Angesichte des Todes, frohlockenden Tugend darzustellen.

Der Tag, an welchem dieses geschah, war gerade ein Sonntag; und je stärker in feyerlicher Stille der Mensch sich der heiligen Nähe Gottes erinnert, um so ruhiger waren die Bewohner des Dorfes aufgestanden. Kein Menschenherz ahndete noch die Nähe der schrecklichen Gefahr, als schon das erste Zeichen zum Frühgottesdienste gegeben wurde. Ehe aber das zweyte Zeichen geläutet werden konnte, hatte sich die gewaltige Fluth bereits über Felder und Straßen ausgebreitet.

Unweit der Kirche, welche nebst der Wohnung des Pfarrers und Schullehrers etwas erhabener steht, standen in der Nähe des oben erwähnten Stromes sechs Häuser, welche von 37 Menschen bewohnt waren. — Zwey dieser Personen konnten noch frühzeitig entrinnen; aber die übrigen, größtentheils Mütter und Kinder, waren so schnell von der gewaltigen Fluth um-

geben, daß sie nicht mehr entfliehen konnten. Drohend schwebte die Todesgefahr über ihnen, und beängstigt glaubte ihr Herz, in der schröcklichen Wassersnoth untergehen zu müssen.

Nur Einer befand sich in ihrer Mitte, welcher auf Gott vertrauend ohne Todesangst in der Todesgefahr stand. Ihn hatte die göttliche Vorsicht zu dem himmlischen Beruf auserseben, der Retter und Schutzengel seiner jammernden Unglücksgefährten zu seyn. Johann Jakob Langenbacher, Bürger und Schreiner zu Gutach (geboren den 14. März 1720) sollte zwey Kronen erringen, den Ehrenkranz des Erretters von vier und dreyßig Menschen, und die Himmelskrone des Märtyrers, die ihm der Todesengel um seine Stirne flocht.

Dieser ehrliche, fromme Mann war in seinen jüngern Jahren weit in der Welt umhergereist, hatte vieles gesehen und gehört, und war reich an schönen Erfahrungen in seine Heimath zurückgekommen. Als wandernder Handwerker, und einige Zeit auch Soldat, hatte er das menschliche Leben mit seinen Sorgen und Leiden kennen gelernt. Am schrecklichen Tage von Lissabon, als am 1. November 1755 eine der stolzesten Städte der Welt in wenigen Augenblicken durch ein Erdbeben in Trümmer sank — und 100,000 Menschen in sich begrub — war er Augenzeuge gewesen. Alles dieses hatte den heilsamsten Eindruck auf sein gutes Herz gemacht. Er war Meister

in der höchsten und schönsten Kunst geworden, im Gefühl eines höhern die Welt mit ihren eitlen Freuden und Leiden zu verachten.

Ein entschlossener und gewandter Mann, und in seinem 58sten Jahre noch mit voller Lebenskraft ausgerüstet, faßte er jetzt den großen Entschluß, nicht bloß sich zu retten: sondern zugleich auch der Retter aller seiner Unglücksgefährten zu seyn. Nachdem es ihm gelungen war, ein zugeworfenes Seil aufzufangen, so zog er mit Hülfe desselben einige Leitern über das Wasser herauf, und erbaute eine Nothbrücke, deren Stützpunkt auf der einen Seite ein Baum, auf der andern ein gegenüberstehendes Haus war. — Dann stieg er mit Lebensgefahr über die in der Wasserfluth bereits wankenden Häuser, holte von Dach zu Dach seine ängstlichen Unglücksgefährten ab, die eines entschlossenen Führers bedurften, und brachte sie über die schwankende Nothbrücke in Sicherheit, indem er sie großentheils buchstäblich wie ein Engel Gottes auf seinen Armen herübertrug.

Eben hatte er die letzten dieser Unglücksgefährten (es waren zwey Kinder, die er ihren hochentzückten Eltern wieder brachte), unter seinen Armen herübergetragen, während schon eines der Häuser eingestürzt war und die brausende Wasserfluth ihr furchtbares Spiel mit den Trümmern trieb. Da drang ihn ein Gefühl in seinem Innern noch einmal über die Nothbrücke zurückzukehren, um in seinem Hause etwas

zu holen. Es war nicht Anhänglichkeit an das Irdische bey einer so herrlichen Seele, die in ihm lebte, sondern eine höhere Stimme, die ihn zur großen Vollendung seines Lebens und zur Verklärung des göttlichen Namens rief.

Glücklich kam er hinüber; aber ehe er wieder zurückkehrte, stürzte durch die Gewalt der immer noch steigenden Fluth die Nothbrücke mit einem ihrer Stützpunkte zusammen; und mit ihr verschwand die Hoffnung seiner Rettung, weil keine zweyte erbaut werden konnte, und es an jedem Mittel fehlte, ihn dem Untergange zu entreissen. Mit jedem Augenblick wuchs die Gefahr, je näher die Nacht heranrückte. Nachdem die andern Häuser zusammen gefallen waren, stürzte auch der hintere Theil seines eigenen Hauses ein. Die Balken fielen über seinem Haupte zusammen, und auf Gottes großer, weiter Welt blieb ihm nur noch eine einzige über dem Wasser hervorragende Stätte übrig, um hier den Ausgang seines furchtbaren Schicksals zu erwarten.

Da bot sich ein Schauspiel dar, desgleichen nur wenige in der Geschichte gefunden werden, und welches man der großen Vollendung der heiligen Märtyrer an die Seite stellen kann, wenn sie im Anblicke des blutigen Beils, oder des schauerlichen Kreutzes, oder der prasselnden Feuerflammen frohlockten und ausriefen, Christus sey ihr Leben und Sterben ihr Gewinn.

Langenbacher hatte in seiner Jugend beten gelernt, und unter allen Schicksalen und Versuchungen der Welt den köstlichen Glauben an die Kraft des Gebets in seinem Herzen bewahrt. Den höchsten Gedanken zu dem der menschliche Geist sich emporschwingen kann, hatte er sich nicht rauben lassen, daß eine göttliche Verbindung zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt statt finde. Ihn durchdrang das entzückende Gefühl, daß bey aller scheinbaren Verwirrung des menschlichen Schicksals ein heiliger Wille lebe, und bey dem Untergange alles Sterblichen die göttliche Liebe nicht sterbe. Darum konnte in seinem frommen Gemüthe keine Todesangst aufkommen. Die Wasserfluth, schauerlich wie der Tod, brauste an seiner wankenden Zufluchtsstätte hinauf. Seine traurenden Freunde, die er gerettet hatte — seine jammernde Familie, sein armes, verlassenes Weib standen in einiger Entfernung, so daß er ihre weinenden Augen sehen, und, als die Nacht angebrochen war, ihre Klagen noch hören konnte. Nur an ihm selbst, wiewohl er ein so gefühlvoller Mann war, bemerkte man nicht die leiseste Spur einer Aengstlichkeit; denn er stellte alles Gottes heiligem Willen anheim. Als er nicht wußte, in welcher Zeile der Tod ihn unterbrechen würde, und schon die dunkle Nacht über der Wasserfluth lag, so nahm er ein Gebetbuch und betete auf seiner gefährlichen Stätte, das Buch in der einen und ein Licht in der andern Hand haltend, mit heller und fröhlicher Stimme; denn im Gedanken an Gottes Majestät sah und hörte er die

rauschende Wasserfluth nicht. Alsdann mit hoher Begeisterung sang er auch (was so oft seine angenehmste Erholung gewesen war), fromme Lieder, durch welche er in des Todes Nähe seinen triumphirenden Glauben aussprach. Namentlich war es das bekannte Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten! welches er in einem der Augenblicke, als ihn die Fluth zu verschlingen drohte, zu Gott hinaufsang.

Diese Gebete, so wie die brennenden Lichtspähne, welche er von Zeit zu Zeit anzündete, waren die Nacht hindurch für seine bekümmerten Freunde das tröstliche Zeichen, daß er noch lebe. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, weinend und betend, harreten sie des wiederkehrenden Tages. Aber am Morgen des 26. Octobers zwischen 5 und 6 Uhr war jede Spur seines Daseyn verschwunden. Der Mund mit welchem er so eben noch an des Todes Pforten Gottes Lob ausgesprochen hatte, war erbleicht. — Das fromme Herz, würdig eines Lebens von Jahrhunderten, wenn diese Welt zur Belohnung edler Thaten bestimmt wäre, war sterbend gebrochen.

Am Abend dieses Tages, als die Fluth vorübergegangen war, fand man den Leichnam, wie er auf einer Wiese eine Viertelstunde unterhalb des Dorfes lag. Am 28. October wurde er sodann zu Gutach begraben, indem man zugleich zwey Knaben von Frohnbach mit ihm beerdigte, welche ebenfalls ein Opfer der Ueberschwemmung geworden waren. Welch ein Trauertag

es gewesen seyn mag, als seine Wittwe und Stiefsöhne — (eigene Kinder hatte er nicht) — und alle seine Freunde am Grabhügel des frommen Mannes standen, das kann ein Menschenherz fühlen, aber keine Feder beschreiben.

Wer könnte heute noch ohne Rührung seines schönen Todes gedenken? — Zwar sind schon ein und vierzig Jahre verflossen, und bloß noch einige modernde Gebeine von ihm deckt die Erde. Keine Ehrensäule zeigt uns die ehrwürdige Stelle, wo diese Gebeine ruhen. Und doch, wenn wir die Helden mit ihm vergleichen, welche mit hohem Muthe auf blutigen Schlachtfeldern zu siegen oder zu sterben wußten, so finden wir nicht einen einzigen, den wir über ihn setzen, und vielleicht nur wenige, die wir ihm ohne Bedenken gleich stellen können.

Betrachten wir nämlich unpartheiisch die große Vollendung seines Lebens, so fällt bey ihm jeder Verdacht unlauterer Absichten hinweg, die bey Vollbringung großer Thaten oft neben den edlern Beweggründen mit unterlaufen. Dort — auf der schauerlichen Stätte, wo der Retter von 34 Menschen in der Wasserfluth ohne ein Zeichen der Todesangst stand, war für ihn kein glänzender Stern zu erringen, keine Stufe irdischer Hoheit zu ersteigen, nicht einmal die sichere Hoffnung zu fassen, daß sein Name in dem Herzen der Nachwelt fortleben werde. Seine herrliche Gemüthsruhe — seine im Tode frohlockende Größe gründete sich bloß auf die zwey edelsten Güter,

welche ein Sterblicher erringen kann, auf den Beyfall seines Gewissens, und auf den seligen Glauben daß sein Gott nicht sterbe, und daß die ewige Liebe noch lebe, wenn einst im Tode sein menschliches Herz gebrochen sey.

Oft schon hat ein Dulder der Erde ein schweres Schicksal mit schweigender Gelassenheit ertragen, jede Regung des Schmerzes besiegt jede Klage in sich unterdrückt, und zuletzt ruhig seine sterbenden Augen geschlossen. Diese Ruhe aber gründete sich zuweilen bloß auf die ernste Vergegenwärtigung des Glaubens an eine unabänderliche Nothwendigkeit des Schicksals, an das Daseyn eines allmächtig aber zwecklos wirkenden blinden Verhängnisses, oder auf den Wahn, daß unter der Sonne alles einerley und folglich das Klügste sey, sich in den blinden Willen des Schicksals geduldig zu fügen. Aber mit solchen Gedanken zu sterben, das ist eine schauerliche Größe, so wie auch der Wahn schauerlich ist, auf dem sie beruht.

So starb der fromme Bürger von Gutach nicht, weit entfernt sich unter die Last seines Schicksals zu demüthigen, erhob er sich christlich groß über dasselbe, faßte, je näher der Tod kam, um so stärker den Glauben an das ewige, unendliche, alles durchdringende, und in allem, was gut und göttlich genannt werden mag, vollkommne Wesen, sah eine eitle Welt vor sich untergehen, aber die göttliche Weisheit und Liebe nicht sterben, behauptete an des Todes Pforten

den großen köstlichen Gedanken, daß den Freunden Gottes alles zum Besten dienen müsse, und begrüßte daher mit jauchzender Stimme die nahe Vollendung seines irdischen Lebens. Dieses nur ist eine Größe, in welcher wir nicht nur das erhabenste sondern auch das liebenswürdigste und tröstlichste Bild der Tugend erblicken.

So wie aber neben dem Beyfall seines Gewissens nur der Glaube, der ihn durchdrang, ihn so fröhlich sterben ließ, so ists auch der nämliche Glaube, der uns durchdringen muß, wenn wir getröstet und ruhig uns seines Todes erinnern wollen. Manches ist hier zwar unserm Blicke verborgen, und auch ist unser Auge zu schwach, den glühenden Strahl der himmlischen Weisheit zu tragen. Aber vor dem im Herzen allmächtig sich regenden Gedanken: „Mein Gott und seine Liebe stirbt nicht!" sinkt jeder Zweifel ohnmächtig nieder. Ich sehe Fromme, welche den schauerlichsten Tod sterben, und Freunde, welche an ihrem Grabhügel oft trostlos jammern, aber mein Geist schaut lächelnd zur ewigen Liebe empor und ruft mit Lessing: „Es ist nichts verloren, die Ewigkeit ist mein!"

Friedr. Sonntag.

XIV.

Großmuth der badischen Krieger in Hersfeld.

Hersfeld an der Fulda im Kurfürstenthum Hessen, ist eine ziemlich große und wohlhabende Stadt, welche von 5000 Menschen bewohnt wird, und viele Tuch- und Wollenzeug-Fabriken hat. Diese Stadt hatte durch die Ermordung eines französischen Officiers, welche daselbst geschah, Napoleons Zorn auf sich geladen. Der französische Kaiser, der damals mit seiner Armee in Polen stand, und über die unruhigen Bewegungen entrüstet war, welche er hin und wieder in den eroberten teutschen Ländern bemerkte, beschloß jetzt an Hersfeld ein schreckendes Beyspiel zu geben, befahl die Stadt zu plündern und niederzubrennen. Jedoch wurde auf Fürbitte der Kommandanten von Kassel und Hersfeld, rücksichtlich derjenigen Einwohner, welche an dem Morde unschuldig waren, die Strafe dahin gemildert, daß die Stadt geplündert,

plündert, aber nur vier Häuser derselben verbrannt werden sollten. Immer noch ein hartes Schicksal, da eine solche Plünderung, wo die Zügellosigkeit freyen Lauf hat, selten ohne andere Gräuel und selbst Mordthaten vorübergeht.

Es war im Februar 1807, als Napoleons zweyter Befehl ankam. Der badische Obristlieutenant Lingg befand sich gerade mit seinen Jägern als Kommandant zu Hersfeld, und ihm wurde daher die Vollziehung der Strafe übertragen. Ein sehr unangenehmer Auftrag für sein Herz. Er wünschte die unglücklichen Leute zu retten, und doch gebot ihm die Pflicht des Soldaten zu gehorchen. Beides zu vereinigen, suchte er einen Ausweg, und machte folgenden gewagten Versuch.

Als nämlich die fürchterliche Stunde schlug, und die wirbelnde Trommel den beängstigten Einwohnern die Nähe ihres Unglücks verkündete, so eilten die badischen Jäger auf ihren Sammelplatz, während durch die ganze Stadt das Klaggeschrey der Flüchtenden und Fliehenden gehört wurde. — Aber der edle Kommandant trat vor die Reihen seiner Soldaten, und stellte ihnen mit rührenden Worten die unglückliche Lage Hersfelds lebhaft vor die Augen, bis er glaubte ihre Herzen hinlänglich bewegt zu haben. —

— „Soldaten" sprach er sodann, „die Erlaubniß zu plündern fängt an. Wer dazu Lust hat, der trete heraus aus dem Gliede!" —

Eine ernste Stille herschte; — nicht ein einziger Mann trat heraus. — Der Kommandant, wiederholte den Aufruf, aber kein Fuß bewegte sich in den Reihen der Soldaten. Alle fühlten sich zu groß, als daß sie sich an dem Eigenthum der Unglücklichen hätten vergreifen wollen. Ein deutlicher Beweis, daß auch im Herzen des Soldaten das Mitgefühl rege ist, wenn er das schöne Beyspiel seines Anführers vor Augen hat.

Auf diese Art wurde die Plünderung von Hersfeld abgewendet. Die Herzen der unglücklichen Bewohner ergriff eine unbeschreibliche Freude, und das Gefühl der heisesten Dankbarkeit. Sonntags den 22 Februar wurde der Gottesdienst dazu bestimmt, der göttlichen Vorsehung für die Rettung der Stadt zu danken. Der Prediger nannte dabey den Namen des badischen Kommandanten, als des Schutzengels den ihnen Gott gesandt habe, und die Augen aller Anwesenden schwammen in Thränen.

Nach geendigtem Gottesdienste wurde eine eigene Gesandtschaft an den Kommandanten geschickt, welche ihm im Namen der ganzen Stadt ein Schreiben überreichte, worinn ihm das Gefühl ihres unaussprechlichen Dankes ausgedrückt war. Zugleich wurde er darinn ersucht, ein Geschenk, welches die Gesandtschaft

überbrachte, als ein geringes Zeichen ihrer Erkenntlichkeit anzunehmen.

Das Geschenk, welches sie ihm übergeben wollten, bestand in einer großen Summe Geldes; aber der Kommandant im hohen Gefühle, daß sich keine edle That mit Geld bezahlen lasse, schickte dasselbe durch die nämliche Gesandtschaft wieder zurück, nebst einem Schreiben, worin er ihnen für das angebotene Geschenk, als einen Beweis ihrer Erkenntlichkeit, dankte. Auch nachher nahm er nichts an, als ein Gedicht, welches ihm am 5 Merz, noch vor seinem Abmarsch, von einigen jungen Knaben im Namen der Bürgerschaft überreicht wurde, und worin sie nochmals die innigen, unauslöschlichen Dankgefühle ihrer Herzen ausdrückten.

Diese Geschichte wurde in ganz Deutschland mit verdientem Beyfall aufgenommen. Hebel, der geistreiche und in seiner Art unübertreffliche Erzähler, stiftete derselben im rheinländischen Hausfreund vom Jahr 1808, und sodann im Schatzkästlein Seite 143 bis 144 ein würdiges Andenken. Auch Venturini in der Chronik, (Band 4. Seite 137 bis 138.) thut dieser Begebenheit ehrenvolle Erwähnung. Besonders aber machte die Nachricht davon auf das Herz des guten Großherzogs Carl Friederich einen unaussprechlichen Eindruck. Der fürstliche Greis gerieth über das edle Benehmen seiner Landeskinder in sichtbare

Rührung, und gab dieses besonders noch zu erkennen, als der Kommandant und die Jäger aus dem Feldzuge in ihr Vaterland wieder zurückgekehrt waren. Als der Kommandant zum erstenmal wieder vor dem Fürsten erschien, so bemerkte man gleich beym ersten Anblick auf dem Gesichte des bald 79jährigen Carl Friedrich eine heitere Freudigkeit; und ohne vorher eine andere Frage zu thun, brach der ehrwürdige Großherzog sogleich in die freudigen Worte aus: — „Ah! da kommt der Mann von Hersfeld!“

Auch der Kurfürst von Hessen, als er wieder nach Napoleons Besiegung in sein Land eingesetzt worden war, wußte die Großmuth zu würdigen, welche einer seiner Städte bewiesen worden war. Denn am 28. April 1819. übersandte er dem badischen Kommandanten, welcher unterdessen zum Generallieutenant emporgestiegen ist, ein ehrenvolles Belobungsschreiben und das Großkreuz des Ordens vom goldenen Löwen. Und wer möchte zweifeln, daß dieser Orden unter allen denen, welche der edle Krieger durch seine Verdienste errungen hat, der schönste und ehrenvollste ist? —

*
* *

Dankend schwebt der Geist zu höher'n Sphären
Zu der ew'gen Liebe Thron empor,
Die der Erde Völker betend ehren,
Dankend in vereinter Liebe Chor;
Daß des Vaters nicht das Kind entbehrte

Nicht der Säugling seiner Mutter Brust
Daß des Trösters Huld das Elend ehrte,
Schonte mit des Himmels Lust.

Ja wir kennen, Edler! deine Güte,
Kennen deines Herzens Biedersinn,
Und mit menschenfreundlichem Gemüthe,
Nimm des Dankes heiße Wünsche hin!
Nimm sie Edler! hin von unsern Söhnen,
Die, wie wir, sich deiner Güte freun,
Deren Jugend wir dem menschlich-schönen
Gerne treulich möchten weih'n! *)

---

*) Zwey Strophen aus dem im Namen der Stadt Hersfeld ihrem Retter überreichten Gedicht.

XV.

Zwey Beyspiele edler Thaten badischer Krieger in Spanien.

1.

In einem Städtchen an den Ufern des Tajo, das, wie es der Kriegswechsel fügte, bald den Franzosen, bald den Spaniern gehörte, wurde auf Zureden, vielleicht auch auf Drohungen der letztern, ein teutsches Piquet von 21 Mann der darmstättischen Hülfstruppen von den Einwohnern ermordet. Nur einer entkam, und benachrichtigte den kommandirenden französischen General von der Greuelscene.

Sie foderte Rache, blutige Rache des Beyspiels wegen. Sogleich wurde der badische Hauptmann v. H****** mit einem Detaschement seiner Teutschen beordert, die Stadt zu umringen, niederzubrennen, und in einen Steinhaufen zu verwandeln. Die Bewohner sollten eingeschlossen bleiben, und in unthätiger Verzweiflung all ihre Habe von den Flammen verzehren sehen.

„ Wehe dem Tapfern der nicht menschlich ist!"

In den ersten Aufwallungen seines gerechten Unmuths versprach sich der Kommandirende den besten Erfolg von seiner Verfügung; denu Teutsche waren ausgeschickt, den schmählichen Tod ihrer Brüder zu rächen, und ihr Anführer war längst als einer der tapfersten und muthvollsten Offiziere der ganzen Armee bekannt. Aber Hauptmann H****** ist noch mehr — er ist auch Mensch. — Mit Grausen erfüllt jener Auftrag sein edles Herz; doch ablehnen konnte und wollte er ihn nicht. Das nahe schreckliche Schicksal so vieler Unglücklichen, und gewiß auch größtentheils unschuldigen Menschen ergreift seine junge männliche Brust. Schon sieht er die Stadt in Flammen auflodern, hört schon das Klaggeschrey der Weiber, das Jammergewinsel der Kinder, das Aechzen der Greise, das Röcheln der Sterbenden! — Er sieht und hört nur die Gebilde seiner Einbildungskraft. — Doch entworfen ist auch schon sein Plan — genommen sein Entschluße

Noch in später Nacht giebt er seinem Korps Befehl zum Aufbruch. Der Weg führt an einem Kloster vorbey, unfern der bedrohten Stadt. Das kluge und menschenfreundliche Benehmen des Priors und aller Geistlichen gegen Freunde und Feinde hatte ihnen Schutz und Liebe beyder Theile gewonnen; ja dieses wahrhafte Gotteshaus war selbst zur Freystätte für jeden Flüchtigen erklärt.

Der Hauptmann begehrt Einlaß und eine Unterredung mit dem Prior. Beyde sind ihm gewährt; der

Vertrauteste seiner Leute begleitet ihn. Nach einer halben Stunde kehrte er zu den Seinigen zurück — aber allein; — der Begleiter entschlüpft unbemerkt und vermummt durch eine andere Thüre, und gewinnt bald die Unglück erwartende Stadt, der er durch ein Schreiben des Priors als ein Bote des Himmels erscheint. Alle Weiber, Kinder und Greise sind eingeladen sich und ihre beste Habe auf dem nächsten Wege nach dem Kloster zu flüchten. Die Wallfart beginnt. Jedes Weib hat ihr Köstlichstes ergriffen. Wer zweifelt daß nicht Mütter mit ihren Säuglingen an der Brust, und andere mit ihren Kleinen auf dem Rücken den Zug eröffnen? — Hier tragen dankbare Söhne die kranke Mutter, dort führt eine fromme Tochter den blinden Vater. — Doch wer vermag es, dieß herzerschütternde Schauspiel auszumalen? — Der mitleidige Mond begünstigt die hochbeglückten Waller, und sie gewinnen bald das Kloster, an dessen Thoren sie von dem Prior und seinen Mönchen gastfreundlich empfangen werden.

Mittlerweile hat der wackere Hauptmann seine Leute auf einem andern Wege zur Stadt geführt. Er läßt sie umringen, doch so daß jener Weg zum Kloster offen bleibt.

Er befiehlt den zurückgebliebenen Männern Holz und Stroh außerhalb der Stadt und um dieselbe aufzuthürmen. Es geschieht, und bald lodern von allen Seiten hohe Flammen der anbrechenden Morgenröthe entgegen; aber hinter den Flammen ruhen sicher die

verschonten Häuser und Hütten; an Plünderung wird nicht gedacht! — Nach zweystündigem Brande wird ein Eilbote an den General abgeschickt, um Nachlaß zu bitten. Er kehrt mit dem Befehl zurück, daß die Stadt bis Mittag brennen müsse — Schleunig wird aller übrige Vorrath von Holz zur Unterhaltung des Feuers herbeygeschafft, und das Gebälke von einigen öffentlichen Häusern, (die niedergerissen wurden, um doch Ruinen zu hinterlassen) wird zu gleichem Zwecke verbraucht.

Endlich schlägt die zwölfte Stunde, und giebt das Signal zum Abmarsch, der einem wahrhaften Triumphzuge gleicht; denn unter den Tausenden ist auch nicht einer, der andere als Freudenthränen weint!

Begleitet von den männlichen Einwohnern der Stadt, welche den Soldaten Gewehr und Tornister nachtragen, sie mit ihren Danksagungen und Segenswünschen überschütten, gelangt der bunte, jauchzende Haufe zum Kloster. — Die von dem fernen Feuer erschreckten Greise, Weiber und Kinder stürzen ihm mit ängstlichen Fragen entgegen. — Aber bald wird der fürchtende Zweifel zur fröhlichsten Gewißheit, als sie vernahmen, daß der edelmüthige Hauptmann nicht ihr Leben allein, sondern auch ihre Häuser und Hütten gerettet habe. — Sie stürzen vor ihm nieder, sie küssen ihm die Füsse, die Kleider, die Hände; er kann sich der lebhaften Aeusserungen ihres Dankes kaum erwehren.

Da tritt der Prior, ein ehrwürdiger Greis in Silberhaaren ihm entgegen, und alle weichen ehrfurchtsvoll zurück.

— „Edler Jüngling!“ sagte er, indem er ihn mit zitternden Armen an sein Herz drückt, für deine That ist jeder Lohn zu klein, nur in deinem Busen findest du den würdigen. Auch wir sind arm und besitzen nichts, das wir dir anbieten könnten. — Ich selbst habe nur noch dieses Kreutz von edeln Steinen, das ich als Zeichen meiner Würde auf der Brust trage. Nimm es, laß mich es dir umhängen, nicht als ein Geschenk, sondern als ein Andenken an die vergangene Nacht. Zwar zieren schon zwey andere Ehren-Zeichen, Beweise deines Heldenmuths, deine Brust! doch sey dieses dritte, das dir die Menschheit bietet, dir nicht minder werth. „Wehe dem Tapfern, der nicht menschlich ist.“ — Aber Segen über jeden Krieger, der fortfährt Mensch zu seyn! Drum komme Gottes reichster Segen über dich, mein Sohn! —

Der Hauptmann reißt sich tief erschüttert los, und kehrt mit seiner wackern Schaar ins Lager zurück. Aber wie ward ihm zu Muthe, als ihm des andern Morgens von einem Freunde ins Ohr geraunt wurde, daß der General schon von dem ganzen Vorfall unterrichtet sey. Das ganze Offiziercorps ward von diesem zur Tafel geladen. Der Hauptmann durfte nicht fehlen. Er gieng mit männlicher Fassung, und gestärkt von dem Bewußtseyn seiner That, einer

vielleicht entehrenden Strafe entgegen. Der General empfängt ihn mit hohem Ernst, und winkt ihm in ein Nebenzimmer. Der Hauptmann folgt mit klopfender Brust. Sie sind allein. Der General ergreift seine Hand: blickt ihn mit feuchten Augen eine Weile an, reißt ihn zu sich, umarmt ihn mit Heftigkeit, sagt nichts, als: „Sie verstehen mich!“ und kehrt mit ihm zur Gesellschaft zurück. —

Wer möchte nicht so gefehlt, wer möchte nicht so gestraft haben? — Der Hauptmann, welcher bey seinem schnellen Abmarsche aus dem Vaterlande einige Schulden hinterlassen hatte, schickt seinen Verwandten des Priors Kreutz, und schreibt dazu: „Es ist die einzige Beute, die ich in Spanien machte, und machen werde; ungern trenne ich mich davon; verkauft es, und bezahlt die Schulden.“ Die Familie bezahlte die wenigen Schulden, aber das Kreuz verwahrt sie als einen Familienschatz. — Wer hat einen bessern aufzuweisen? —

Später kam der Hauptmann selbst wieder aus Spanien glücklich zurück, und befindet sich gegenwärtig als Obristlieutenant unter den badischen Truppen.

2.

Das schöne Jahr 1811, welches die vaterländischen Ufer des Rheins, mit einem eben so guten als reichlichem Wein erfreute — war, leider nicht allenthalben so segnend. — Und der Komet, welcher in seiner Laufbahn den Allemannen ein Bote der Fröhlichkeit am Himmelszelte stand — war für die Bewohner Madrids ein Zeuge der fürchterlichsten Hungersnoth und des gräßlichsten Elendes. —

Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß der schrecklichste aller Schrecken — der Hunger in Spaniens Hauptstadt binnen sechs Monaten zehntausend Menschen hinraffte, und man wird die Glaubwürdigkeit dieser Behauptung um so leichter begreifen, wenn man den Preis eines elenden, aus Gerste und Stroh gebackenen Brods von drey Pfunden bedenkt, welches in jener Zeit 12 bis 14 Realen, oder etwa einen Gulden und dreyßig Kreutzer kostete. Damals geschah es daß sich in Madrid folgende Begebenheit zutrug:

In dieser Stadt, nahe an der eben so besuchten als berüchtigten Puertas del Sol, befindet sich ein Weinhaus, wo nur die sogenannten edlen spanischen Weine im kleinen abgegeben werden; und wer von den französischen Restaurateurs nicht um Geld und Aechtheit der Waare wollte geprellt werden, der ließ

es sich in dem kleinen Stübchen der Taverne schmecken, wo immer eine ehrbare Gesellschaft anzutreffen war.

Die teutschen Offiziere pflegten zuweilen des Abends dem Pedro Ximenez, oder dem Xerez seco (welches besonders gute Weine sind) zuzusprechen. Einer davon, dessen Namen ohne seine Erlaubniß nicht genannt werden darf, hatte sich eines Abends ebenfalls da eingefunden, und gieng nach eingenommenen Schöppchen Alicante getrost seiner entfernten Wohnung zu; denn er vertraute auf sich, und im Nothfall auf seine beyden Terzerole, welche damals jeder bey sich zu tragen pflegte. Er war kaum 50 Schritte gekommen, und wollte um die Ecke gehen, welche hinter dem großen Posthause durch ein enges Gäßchen auf die Straße Carretas führt, als er einen Dolchstoß auf die Brust erhielt, der glücklicherweise an dem auf einer Seite losgeknüpften Ringkragen abglitt. —

Der Meuchelmörder stürzte mit dem Schrey: — „Helfe mir Gott!" zu des Officiers Füssen, der in dem eilenden Drange der Nothwehr bereite ein Terzerol auf den Angreifenden abdrücken wollte.

„Elender:" rief unser Teutscher: „was wolltest du? — „Herr, haben Sie Gnade mit mir, und bedenken Sie, daß mich der Hunger zum Mörder machte; ich wollte Sie morden, um mit Ihrem Eigenthum mein Leben zu fristen;" —

— „Wenn's weiter nichts ist, so sey dir von Herzen verziehen!" sprach besänftiget der edle Teutsche, spannte mit der einen Hand den Hahn des Terzerols ab, und drückte mit der andern der Jammergestalt des armen Sünders einen Piaster zwischen die Finger.

Auch dieser Offizier, gegenwärtig Hauptmann, befindet sich noch am Leben.

XVI.

Erinnerung

an

Friedrich Ludwig Schröder,

Schauspiel-Direktor in Hamburg. *)

Dieser edle Mann starb den 3 September 1816 auf seinem Landsitz in Rellingen, einem Dorfe unweit Hamburg, im 72sten Jahre seines Lebens. Viele Jahre hatte er in diesem seinem freundlichen Tuskulum gelebt, in philosophischer Zurückgezogenheit und stiller wirksamer Thätigkeit. Neben dem übrigen Guten, welches er vollbrachte, beschäftigte er sich hier mit Gegenständen der Wissenschaft und der Kunst, und verschönerte mit großen Kosten die Umgegend für den Genuß seiner edeln Familie und seiner Freunde. In seinem hohen Alter war er noch voll jugendlicher Geisteskraft, und seine starke Körperbeschaffenheit verhieß den Vielen, die im Inn- und Auslande ihn lieb-

*) Aus dem Morgenblatt mit einigen Abänderungen aufgenommen.

ten und verehrten, die Erfüllung ihrer wärmsten Wünsche, das theure Haupt noch lange zu begrüssen; aber ein rheumatischer Krankheitsstoff durch eine starke Erkältung aufgeregt, warf sich auf die edlern Theile seines Körpers. Stets hatte er mit ächt philosophischer Gelassenheit seinem nahen Tode entgegen gesehen; aber doch ahndete er ihn jetzt nicht, als er ihm so nahe war. — Nach einem langwierigen, heftigen Schmerz und kraftverzehrender Schlaflosigkeit, unterlag er zuletzt dem unheilbar gewordenen Uebel. Nur die letzten Tage waren schmerzlos, und ohne schweren Kampf entschlummerte er.

Wenn einst seine Lebensgeschichte, die er längst selbst schrieb, und sie gründlich bis in das letzte Jahr fortsetzte, wie wir hoffen, erscheint, dann werden die Resultate den Mann vorstellen, wie er war. Ganz ihn verstehen aber in dem Umfang seiner Kraft, in dem Adel seines Wollens und Wirkens, und wahrhaft würdigen das Verdienst seiner rastlosen Thätigkeit, wird nur die Zahl derjenigen, welche die vertrautesten Freunde, Theilnehmer und Beförderer seiner edlen Zwecke waren. Diese wissen, wie Zerstreuung des Vorurtheils und Irrsalls, Enthüllung des Trugs und der Täuschung, Forschung nach Wahrheit, Darlegung der einfach edlen Mittel zur Erreichung hoher moralischer Zwecke, das Ziel seines ganzen Strebens und Wirkens war, um alle Guten zu vereinigen, sie zu umfahen mit dem Bande der Tugend und Wahrheit,

heit, der Liebe und Eintracht, des Wollens und Handelns für die edlere Bestimmung des Menschen. Der Erreichung dieses hochherrlichen Ziels opferte er seine Kräfte und einen ansehnlichen Theil seines Vermögens auf. —

Die menschlich schönste Tugend der Wohlthätigkeit übte er — ein hohes Muster zur Nachahmung! — in ihrer edelsten und reinsten Gestalt, still und groß. Nicht nach dem alltäglichen Zuschnitt der Unterzeichnung von Beyträgen unterstützte er mit geringen unzureichenden Mitteln. Selbstständig mit freygebiger Hand und hülfreicher Milde, half und rettete er da, wo dringende Noth schnelle und kräftige Hülfe heischte. Ihr alle, denen in seinem nähern und entferntern Kreise von ihm Hülfe und Rettung ward, eure stille Wehmuth, eure heißen Thränen des Danks und des Schmerzens über den Verlust eines solchen Wohlthäters mögen reden! Leicht verschmerzte er den Verlust, den unverschuldetes Unglück anderer ihm brachte. — Er entbrannte nicht, wenn bübische Gleißnerey seine Religion hintergieng, Betrug seinen Glauben täuschte. — Scherzend strafte er dann seine gutmüthige Leichtgläubigkeit, oder verrieth durch einen Seufzer seinen Kummer über die Verderblichkeit der Menschen, und fuhr solcher Täuschungen ungeachtet fort, seiner Neigung zum Wohlthun zu folgen. — Mit gleicher Milde spendete er da, wo es die Stiftung von Hülfsanstalten galt und die Beförderung der bürgerlichen Wohlfahrt.

So gründete er die Krankenhäuser der Freymaurer in Hamburg durch ansehnliche Fonds, und gab ihnen Einrichtungen, wodurch ihr wohlthätiger Zweck ganz erreicht wird. So unterstützte er mit reichlichen Beyträgen die Institute, die Hamburgs Ruhm sind, und das Heil seiner Bürger befördern.

Ein freyer, teutscher Mann, im vollen gediegenen Sinn, blieb er seinem Charakter bey jedem Wechsel der Verhältnisse treu, im kühnen Wort und ernster That, war ohne Prunk der Bereitwilligste jegliches Opfer zu bringen, und öffnete in dem Jahre des tiefsten Elends seiner Vaterstadt sein Haus in Rellingen, entflohenen hamburgischen Familien zum Schutzort.

Selbst vor dem französischen Pro-Consul in Nordteutschland stand er einst von den Satelliten des Despoten umzingelt wegen einer Bühnenangelegenheit in seiner einfachen Würde, und machte auf ihn durch seine Freymüthigkeit, ruhige Haltung und Geradheit einen solchen Eindruck, daß er für gut fand den Angeklagten zu entlassen, und ihm wegen des vorgefallenen Gesprächs Verschwiegenheit zu empfehlen.

Wenn wir in die unvergeßlichen Jahre zurückgehen, wo er der erste Künstler seiner Zeit, und in dem Adel und der Höhe seiner Kunst, und in der Vielseitigkeit und Fülle seiner Darstellungsgabe, der größte vielleicht aller Zeiten war, so finden wir ihn auch hier sich selbst gleich. Darstellung wahrer, unver-

künstelter Natur, rein sittlicher Charakter, Entwicklung, Verherrlichung des Edelsten und Höchsten im Menschen, war das hevortretendste in seinem Spiel, Belohnung der Tugend, Züchtigung der Thorheit, Bestrafung des Lasters, das war der von ihm immer und überall ausgesprochene, einzige und ganze Zweck aller dramatischen Kunst. Wie vor ihm kein Vorsteher der Bühne, lehrte und übte er strenge Sittlichkeit und gesetzliche Ordnung. In ihrer äussern und innern Verfassung stiftete er sich Denkmäler in gesetzlichen und wirthschaftlichen Einrichtungen, und in Hülfsanstalten für das Alter der Kunstgenossen. Sein Beyspiel wirkte schnell und gebietend auf alle Bühnen Teutschlands. — Wie für die Kunst, für den Geist und die innern Verhältnisse derselben führte er eine neue schöne, für immer beständige Periode herauf. —

Am 7. September ward Schröder feyerlich beerdiget. In den Frühstunden dieses Tages war die Leiche von Rellingen in die Stadt gebracht, und in dem dazu angeordneten Saal des Hauses der Freymaurer niedergesetzt, in deren Orden er sich als ein sehr thätiges Mitglied bewiesen hatte. Eben dieser Saal, worin er am letzten Johannisfeste, als Vorsitzender des Kreises seiner Brüder, mit all der ihm an solchen Tagen eigenen Herzlichkeit und dem heitern Sinn, noch gegenwärtig war, war nun in eine düstre Katakombe verwandelt, um das Verwesliche des Edeln aufzunehmen. Schwarz umzogen, die Wände

und Säulen mit Trauergewändern überhängt, war das Ganze von tief erschütternder Wirkung. — Der Sarg stand, mit den Insignien des Großmeisterthums belegt, und von Kandelabern und Lichtkronen hell umleuchtet auf einer Erhöhung in der Mitte. In der Tiefe hieng sein Bildniß von Akazien und Rosen bekränzt. Nach der Einleitung eines von gedämpften Blase-Instrumenten vorgetragenen Adagio von Claßing wurden Trauerlieder angestimmt, und Worte des tiefen Schmerzens von dem abgeordneten Großmeister von Beseler, gesprochen. Dann ward der Sarg hinausgetragen, auf den Leichenwagen gesetzt, und im Gefolge von vierhundert seiner Freunde zu Fuß, und von vielen Wagen, durch mehrere mit gedrängten Reihen vieler tausend Zuschauer besetzten Gassen nach dem Grabe vor dem Thor geführt. In der Grabkapelle des Gottesackers weilte der Zug unter Anstimmung eines Todtenliedes von Klopstock, worauf die Leiche in die Gruft gesenkt ward. Hier huldigten die Brüder, Senator Bartels und Dr. Meyer den Verdiensten des großen und guten Mannes, und sprachen Worte der Liebe, des Danks und des unvergänglichen Andenkens über die theure Hülle aus. Nachdem Beseler einige rührende Verse gesprochen, und einen von Immergrün und Immortellen geflochtenen Kranz auf den Sarg hinabgeworfen hatte, schloß die Todtenfeyer mit dem Hochgesang: „H e i l i g i s t u n s e r G o t t!“

XVII.

Magdalena Sibylla,

Herzogin von Würtemberg. *)

Diese edle Fürstin wurde am 28. April 1652 zu Darmstadt gebohren, und war die Tochter des Landgrafen Ludwig VI. von Hessen-Darmstadt; und der Prinzessin Maria Elisabeth von Schleßwig-Holstein. Schon im dreyzehnten Jahre ihres Lebens verlor sie ihre Mutter; aber die Stelle derselben übernahm die Schwester der Verewigten, die Königin Hedwig Eleonore von Schweden. Magdalena Sibylla kam an den königlichen Hof zu Stockholm, und hier entwickelten sich unter der Leitung der eben genannten trefflichen Königin die herrlichen Gaben der Seele und des Leibes, womit die Prinzessin von Natur ausgerüstet war.

*) Diese Erzählung hat zuerst mitgetheilt: „D[illegible] Armenfreund, ein Unterhaltungsblatt für [illegible] Stände.“ Jahrgang 1819. Nr. 63 u. 64. [illegible] aus wir dieselbe auch hier aufnehmen, zum [illegible] denken dieser vortrefflichen teutschen Fürstin[illegible]

Wilhelm Ludwig, Erbprinz von Würtemberg, kam auf seiner Reise, die er durch einen Theil von Europa machte, im Jahr 1671 auch nach Stockholm. Hier sah er die schöne und liebenswürdige Prinzessin und sein Herz wurde von Liebe zu ihr durchdrungen. — Kaum war er nach Hause zurückgekommen, so entdeckte er diese Neigung seinem Vater, dem Herzog Eberhard III. Dieser fand die Wünsche seines Sohnes auch der Politik gemäß; denn vielfach waren schon die Verbindungen der beyden Fürstenhäuser Würtemberg und Hessen. Es wurden also die nöthigen Schritte gemacht, und die Ehe am 6. November 1673 zu Darmstadt vollzogen. Am 12. Februar 1674 hielt das neuvermählte Fürstenpaar seinen feyerlichen Einzug in Stuttgart, worauf mehrere Feste folgten, an welchen das Volk den herzlichsten Antheil nahm.

Doch schon nach wenigen Monaten wurde diese Freude getrübt, denn am 2. Julius des nämlichen Jahres starb der Herzog Eberhard, und Wilhelm Ludwig trat nun die Regierung in einer gefahrvollen Zeit an, wo das teutsche Reich in einen schweren Krieg mit Frankreich verwickelt war. Würtemberg blieb zwar noch von feindlichen Einfällen frey, aber die Durchzüge der Kriegsheere verursachten dem Lande großen Schaden. — Doch unvermuthet schnell starb der Herzog schon am 23. Junius 1677, und hinterließ einen einzigen Sohn, Eberhard Ludwig, der damals erst 9 Monate alt war.

Der Oheim des jungen Herzogs, oder des Land-Prinzen, wie man ihn damals nannte, Herzog Karl Friedrich, übernahm nun die Regierung, und neben ihm wurde Magdalena Sybilla zur Mit-Ober-Vormünderin erklärt, und ihr besonders die Aufsicht über die Person und Erziehung des jungen Herzogs übertragen. In diesem Wirkungskreise zeigte sich der hohe Geist, die Thätigkeit und die Vaterlandsliebe der Herzogin im schönsten Lichte.

Im Jahr 1688 fielen die Franzosen in Würtemberg ein — der Schrecken gieng vor ihnen her — die meisten zur Regierung gehörigen Personen flohen, und selbst der junge Herzog reiste nach Regensburg. Nur Magdalena Sibylla blieb furchtlos in Stuttgart zurück, und rettete durch ihre Standhaftigkeit die Hauptstadt. Denn als die Franzosen bey dem Hauptstädterthore eindringen wollten, setzten sich die Bürger zur Wehr, und tödteten oder verwundeten viele derselben. Doch nach einem zweystündigen Gefechte wurden die Feinde Meister, und tödteten in der ersten Wuth Bürger, die sich auf der Straße sehen ließen. Man befürchtete nun eine allgemeine Plünderung und Einäscherung der Stadt, und nur durch das kluge und standhafte Betragen der Herzogin gegen den französischen Befehlshaber Peisonel, der sich sogleich zu ihr ins Schloß begeben hatte, wurde dieß Unglück abgewendet. Peisonel selbst machte dies den auf dem Rathhause versammelten Kanzley-Verwandten und Magistratspersonen durch folgende merkwürdige Rede bekannt:

„Ihr und alle, die in der Stadt Stuttgart wohnen, habt allein gegen Ihro Durchlaucht, die verwittibte Herzogin, mit allem Dank zu erkennen, was euch für Gnade geschiehet, denn wenn ich nicht auf die kluge Conduite dieser großen Fürstin gesehen hätte, so hätte ich Ursache genug gehabt, die Wuth der Einwohner mit Feuer und Schwerdt zu strafen, und die Stadt an vier Ecken anzuzünden, und so lange zu brennen, bis sie völlig würde in Asche gelegt worden seyn."

Inzwischen dauerte der Krieg fort, und brachte neues Unglück über Würtemberg. — Im Jahr 1692 wurde der Herzog Administrator in einem Gefechte bey Oetisheim von den Franzosen gefangen, und diese fielen abermals in das Land ein. Magdalena Sibylla bewährte in dieser drangvollen Lage aufs neue ihre Geistesgröße und Vaterlandsliebe. Sie suchte durch einen mit dem Feinde geschlossenen Contributionstraktat das Land vor gänzlicher Verheerung zu sichern, und schickte ihren eigenen Schmuck nach Augsburg, um Geld aufzubringen. Da in dem von den feindlichen Schaaren besetzten Unterlande eine große Theurung entstand, und tausend von Haus und Hof vertriebene Unterthanen brodlos umherirrten, so wurden diese Unglücklichen, auf die Veranstaltung der Herzogin, in die obern Aemter des Landes, die noch nichts gelitten hatten, aufgenommen und mit Lebensmitteln versehen.

Im Jahr 1693 wurde Herzog Eberhard Ludwig, der nun sein siebenzehntes Jahr erreicht hatte, von dem Kaiser volljährig erklärt, die Herzogin aber ersucht, ihrem Sohne noch ferner mit landesmütterlichem Rathe beyzustehen. Dieß that sie auch bey jeder Gelegenheit, zog sich jedoch immer mehr von den öffentlichen Geschäften zurück.

Aber noch einmal trat die edle, schon bejahrte Fürstin, als Retterin des Vaterlandes auf. — Im Jahr 1707 drangen die Franzosen abermals in Würtemberg ein, und der Marschall Villars schlug sein Hauptquartier in Stuttgart auf. Herzog Eberhard Ludwig war bey dem teutschen Reichsheer, das aber diesen feindlichen Einfall nicht hindern konnte, und so lag die ganze Sorge für die Erhaltung des Landes auf der Herzogin Magdalena Sibylla. Sie blieb in Stuttgart, und vermochte den französischen Marschall, daß er das Land so viel als möglich zu schonen versprach.

Villars bewunderte den Muth und das würdevolle Betragen dieser hochherzigen, teutschen Fürstin. — Damals war Stuttgart angefüllt mit Generalen, Officieren und Fremden von jedem Range. Alle wollten die Herzogin sehen, die daher den ganzen Tag über Audienzen ertheilen mußte, so daß sie am Abend oft ganz erschöpft war.

Die letzten Jahre ihres Lebens brachte Magdalena Sibylla abwechslungsweise auf ihrem Landsitze zu

Stetten im Remsthal, und auf ihrem Widdumschlosse zu Kirchheim unter Teck im Stillen, mit Werken der Wohlthätigkeit und der Gottseligkeit zu. — Ihre Gesundheit war sehr geschwächt, wozu der Kummer über die seit einiger Zeit am würtembergischen Hofe eingetretenen unangenehmen Verhältnisse vieles beytrug. Die bekannte Gräfin von Grävenitz hatte nämlich bereits angefangen, über den Herzog jene verderbliche Herrschaft auszuüben, die so großes Unglück über Würtemberg brachte. Die Herzogin wurde zwar von ihrem Sohne mit aller Achtung behandelt, aber ihr so wohlthätiger Einfluß war verloren, und sie sah mit Wehmuth der Zukunft entgegen. Da trat der Tod ins Mittel, und versetzte sie in eine bessere Welt.

Zu Anfang des Augusts 1712 reiste die Herzogin von Stetten nach Kirchheim, wurde aber unterwegs von einem sehr heftigen Gewitter überfallen. Die dabey erlittene Erkältung war wahrscheinlich die nächste Ursache ihres Todes. Denn kaum war die Herzogin in Kirchheim angekommen, so brach die Krankheit mit solcher Heftigkeit aus, daß sie selbst die nahe Todesgefahr sogleich erkannte, und das heilige Abendmahl zu geniessen verlangte. Man that jedoch alles, um die verehrte Fürstin zu retten. Ihre Schwiegertochter, die regierende Herzogin Johanna Elisabeth, so wie ihre einzige Tochter, Magdalena Wilhelmina, vermählte Markgräfin von Baden-Durlach, eilten herbey, um der sterbenden Herzogin die letzten Pflichten zu erweisen. Selbst ihr Sohn, Her-

zog Eberhard Ludwig, der damals den Oberbefehl über das teutsche Reichsheer am Rhein führte, kam am 8. August nach Kirchheim, und nahm von seiner Mutter den zärtlichsten Abschied. Drey Tage nachher, am 11. August 1712 starb sie in den Armen ihrer Tochter und Schwiegertochter, unter den Gebeten und Thränen der Anwesenden mit der Heiterkeit und dem gottergebenen Sinne einer wahren Christin. Die verewigte Herzogin hatte sich schon geraume Zeit vorher mit dem Gedanken an den Tod beschäftiget, und das Leichenbegängniß, den Text der Trauerpredigten, so wie die auf den Sarg zu setzenden Inschriften und biblischen Sprüche selbst angegeben. Der entseelte Leichnam wurde am 24. August nach Stuttgart geführt, und am 1. September in der herzoglichen Gruft daselbst beygesetzt.

Groß und allgemein war die Trauer um diese edle Fürstin, und jeder Würtemberger fühlte es tief, daß mit ihr die letzte Hoffnung des Vaterlandes zu Grabe getragen wurde. Denn nun kannte die Herrschsucht der Gräfin von Grävenitz keine Gränzen mehr. Noch in dem nämlichen Jahr ließ sie sich von dem Herzog das Gut Stetten im Remsthal schenken, und wo kurz vorher Magdalene Sibylla manche heiße Thräne geweint, manches brünstige Gebet für das Wohl des Vaterlandes zum Himmel gerichtet hatte, da schwelgte jetzt eine übermüthige Günstlingin.

Noch eine Begebenheit können wir nicht mit Stillschweigen übergehen, die sich vier Tage vor dem Tode

der Herzogin ereignete, und großes Aufsehen erregte. Es ließ sich nämlich in der Nacht gegen Tagesanbruch bey dem Schlafgemach der Herzogin eine entzückende Musik hören, die immer leiser wurde und nach wenigen Minuten gänzlich verhallte. Nicht nur die Herzogin, sondern auch die beyden Personen, die damals bey ihr waren, hatten die Musik gehört, die nach eingezogener genauer Erkundigung unmöglich von irgend einem Menschen herrühren konnte. — Die Herzogin äußerte darüber mit großer Zuversicht, daß dies ein Vorbote ihres nahen Todes und ein Ruf des Himmels sey. — Dieser Glaube herrschte damals allgemein, und die Begebenheit wurde in den Leichenpredigten erzählt, und selbst bey dem Tauergerüste durch ein eigenes Gemälde in Erinnerung gebracht. *)

Das Leben der Herzogin Magdalena Sibylla ist der reinste Spiegel ihrer edlen Seele. Religiosität war die Grundlage ihres Charakters, die Quelle aller ihrer Tugenden; daher ihr festes Vertrauen auf Gott, ihr Heldenmuth und ihre Standhaftigkeit im Unglück, ihre immer thätige Menschenliebe und Wohlthätigkeit. Mit' dem göttlichen Wort beschäftigte sie sich oft und gerne. Sie verfertigte selbst mehrere geistliche Lieder, Gebete und Betrachtungen, und gab ein ei-

*) Es stellte einen Tempel vor, in welchem die Engel die eintretende Herzogin mit Musik empfangen. Die Aufschrift war: Templum inter jubila coeli ingredior.

genes Andachtsbuch unter dem Titel: „Das mit Jesu gekreuzigte Herz" im Druck heraus. — Dabey versäumte sie aber keineswegs ihre übrigen Pflichten und weltlichen Angelegenheiten. Sie war eine zärtliche und treue Gattinn, eine gute für das Wohl ihrer Kinder stets sorgende Mutter, eine Wohlthäterin der Armen, Beförderin alles Guten, und eine wahre Landesmutter im vollen Sinne dieses Worts.

XVIII.

Edle Züge teutscher Kaiser aus dem östreichischen Hause.

1.

Rudolf von Habsburg, der Stammvater des östreichischen Kaiserhauses, war der wiederhersteller der bürgerlichen Ordnung und Ruhe in Teutschland. Seine Macht aber, womit er in den Jahren 1273—1291 so große Dinge wirkte, bestand nicht auf dem Besitze großer Länder, sondern einzig und allein auf der Liebe und Achtung, die er wegen seiner Frömmigkeit, Weisheit, Gerechtigkeit, Unerschrockenheit und Thatkraft bey dem teutschen Volke besaß. Er selbst fühlte es daher, daß ein Fürst, wie er war, ohne große Länder mächtig, und ohne vieles Geld reich sey. Denn als er sich genöthigt sah, gegen den unruhigen und herrschsüchtigen König Ottokar von Böhmen zu Felde zu ziehen, so hatte er nicht mehr als fünf Schillinge Geld bey sich. In Mainz fragte

ihn der Ritter von Klingen, wer denn den Schatz in Verwahrung habe? — „Ich weiß von keinem Schatz" antwortete der Kaiser, „habe auch nichts von Geld bey mir, als fünf Schillinge schlechter Münze." — „Wie wollt Ihr denn Krieg führen," sagte der Ritter, „wenn kein Geld da ist?" — „Wie Gott bisher für mich gesorgt," antwortete der Kaiser, „also wird er mir auch auf dieser Reise thun!" — Hierauf setzte er muthig seinen Zug fort, fand in der Liebe des Adels und der Bürger eine reiche Quelle, woraus ihm alles zufloß, was er bedurfte, und endigte glücklich den Krieg. (Vgl. Beyspiele des Guten. Th. 1. Nr. 170. Seite 228 — 29.)

2.

Maximilian der Erste, welcher im Jahr 1493 den Thron bestieg, war ein sehr verdienstvoller Kaiser, indem ihm das teutsche Reich zu seiner Zeit den Segen des innern Friedens verdankte. Mit hoher Einsicht, Muth und Thätigkeit vereinigte er einen wahrhaft fürstlichen Hochsinn. Als er sich eine Zeitlang in der italienischen Stadt Bononien, sonst auch Bologna genannt, aufhielt, so kam daselbst ein sehr reicher Bürger zu ihm, und bat denselben, er möchte ihn in den Adelstand erheben. „Reicher," antwortete der hochherzige Kaiser, „kann ich Euch wohl machen, aber nicht edel. Nur durch Tugend könnt Ihr Euch adeln!" — (Vgl. Komus, oder der Freund des Scherzes und der Laune, v. Jahr 1808. Nr. 48. Seite 196.)

3.

Unter den löblichen Eigenschaften, durch welche sich Kaiser Ferdinand der Erste, auszeichnete gehört besonders sein demüthiger, frommer Sinn. — Als er im Jahr 1564 das heranrückende Ende seines Lebens fühlte, und auf dem Krankenbette darnieder lag, so verlangte er von seinem Beichtvater Citthardus, er solle ihn, wenn seine Sterbestunde komme, durchaus mit allen Ehrentiteln verschonen, weil mit dieser Stunde alle Majestät ein Ende nehme. „Nennet mich" sprach der kranke Kaiser, „bloß noch bey meinem Taufnamen. Saget zu mir: Ferdinand, mein Bruder, streite wie ein frommer Ritter Christi, sey deinem Herrn bis in den Tod getreu." Der Beichtvater befolgte hernach diesen Befehl in Gegenwart aller anwesenden Diener des Kaisers. (Vgl. Mosers patriotisches Archiv. Band. 5. S. 238.)

Dieser nämliche Monarch hatte eine eigene Gebetsformel, deren er sich oft bediente, indem er zu Gott betete. „Gieb mir Weisheit" heißt es unter anderm darinn, „wohl und recht zu richten und zu regieren, auf daß ich die Gerechtigkeit nach deinem göttlichen Willen übe, verrichte, handle und verwalte. Gegen dich, o Herr, gieb mir ein recht gottesfürchtig, demüthig Herz, gegen mich ein nüchternes, und ein mildes gegen meine Unterthanen und Armen!" (Vgl. Moser ebendaselbst S. 250.)

4.

Kaiser Joseph der Zweyte, einer der ersten Monarchen, welche jemals auf Oestreichs Throne saßen, hatte unter anderm auch die gute Eigenschaft, daß er auf dem Wege, den er nach seiner Ueberzeugung für den besten hielt, muthig fortgieng, ohne sich durch den Tadel seiner Feinde irre machen zu lassen. Er hatte die Preßfreyheit seinen Staaten ertheilt, und seine Feinde benutzten sie zuweilen zu den bittersten und unanständigsten Schmähungen gegen den Kaiser; aber Joseph, großmüthig, wie sein Zeitgenosse Friedrich, bestrafte solche mit ruhiger Verachtung. Nur seine Minister, denen ein Gleiches widerfuhr, wie dem Kaiser, beklagten sich über die Schmähschriften. „Man macht es mir auch nicht besser, sagte Joseph, und ich lasse es mir gefallen: Ist die Satire wahr, so benutze ich sie. Ist sie aber falsch, so trifft sie mich nicht, und ich lache darüber: Thun sie das Nämliche.“ Einer von ihnen wollte sich mit diesen Worten nicht beruhigen, und fuhr fort bey dem Monarchen sich zu beschweren. Der edle Kaiser aber sprach: „Wenn Sie glauben, daß Sie der Verfasser der Schrift verläumdet hat, so belangen Sie ihn gerichtlich, und er soll nach den Gesetzen bestraft werden. — Ist aber das, was er schrieb, Wahrheit, so gehen Sie nach Hause, und bessern Sie sich!“ (Vgl. Nemesis. Bd. 12. St. 3. Seite 489)

XIX.

Muth und Hochsinn
des Kurfürsten
Johann Friedrich von Sachsen.

Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen, regierte in den Jahren 1532 bis 1554. Er war ein Sohn Johannes, des Standhaften, und ein Neffe Friedrichs, des Weisen, welche beyde unter die edelsten teutschen Fürsten gehören.

Auch Johann Friedrich war seines Vaters und Oheims würdig. Die Geschichte nennt ihn den Großmüthigen, und nach dem Zeugnisse unpartheyischer Schriftsteller, von welchen besonders Thuanus nachzulesen ist, war er auch wirklich ein menschenfreundlicher, weiser und hochherziger Fürst. Hätte er mehr Entschlossenheit in seinen Unternehmungen gehabt, so wäre er wahrscheinlich auch glücklicher gewesen. Aber gerade im Unglück erschien seine außerordentliche Seelengröße am herrlichsten.

In der Schlacht bey Mühlberg an der Elbe, (den 24 April 1547) focht er mit dem größten Heldenmuth von Mittag bis zum Untergang der Sonne gegen die überlegene Macht des Kaisers, wurde aber auf seinem Rückzug umringt, im Gesichte verwundet und gefangen genommen. Kaiser Karl der Fünfte ließ hierauf ihn und seine Mitgefangenen den Herzog Ernst von Braunschweig auf einem Wagen unter der Armee, gleichsam im Triumph, durch sein eigenes Land führen. Aber der hohe Sinn, den der Kurfürst als Gefangener, selbst im Angesichte des Kaisers bewiesen hatte, verließ ihn auch bey dieser schmählicheu Behandlung nicht. Auf der ganzen Reise von Mühlberg bis in die Gegend von Wittenberg bemerkte man nicht eine Spur der Traurigkeit an ihm. Er saß mit lächelnden Blicken auf seinem Wagen, und redete mit dem spanischen Offizier, der neben ihm ritt, so heiter, als ob er nicht der Besiegte sondern der Sieger wäre. Als er sich in der Nähe von Torgau einmal einen Scherz über seinen Feind den Herzog Moriz von Sachsen erlaubte, und ihn sein Mitgefangener ermahnte, ernsthafter an seine unglückliche Lage zu denken, so sagte der Kurfürst: „Warum soll ich mich um Sachen bekümmern, die nicht in menschlicher Macht stehen, und die wir daher nie für unser Eigenthum und Gut halten dürfen?“ — Und als jetzt sein Unglücksgefährte auf dem Wagen tief seufzte, so setzte er hinzu: „Wenn es Euch wehe thut, daß Ihr im Kriege unterlegen

seyd, so nehmet die Standhaftigkeit zu Hülfe, damit ihr den Sieg gewinnet; zeiget! daß Ihr das Unglück zu verachten vermöget, so werdet Ihr dem Feinde den Sieg abgewinnen, und den Siegesherrn überwinden, ob Ihr gleich überwunden seyd."

Die Stadt Wittenberg, wo die Familie des Kurfürsten sich befand, leistete den hartnäckigsten Widerstand, und wollte sich durchaus nicht unterwerfen. Dadurch aufgebracht, ließ der Kaiser ein Kriegsgericht, welches aus spanischen und italienischen Officieren, unter dem Vorsitz des Herzogs von Alba, bestand, über den gefangenen Kurfürsten halten, in der Absicht, durch die Hinrichtung desselben, ihren hartnäckigen Widerstand zu bestrafen, oder wenigstens durch das ausgesprochene Todesurtheil die kurfürstliche Familie in Schrecken zu setzen, und zur Annehmung der härtesten Bedingungen zu nöthigen, wenn sie das Leben ihres Vaters retten wollten. — Das Urtheil, welches das Kriegsgericht fällte, nämlich daß ihm, als einem Aufrührer und Beleidiger der kaiserlichen Majestät der Kopf abgeschlagen werden solle, wurde ihm in seinem Zelte vorgelesen, als er eben mit dem Herzog von Braunschweig im Schachspielen begriffen war. Der Kurfürst hielt einen Augenblick ein, und hörte aufmerksam zu, ohne jedoch den mindesten Anschein von Angst blicken zu lassen. Vielmehr sah er denjenigen, der ihm das Todesurtheil vorgelesen hatte, muthig an, und erklärte ihm, das Verfahren des Kaisers sey sehr ordnungswidrig und ungerecht; jedoch sehe er wohl den Grund davon ein, aber er

wolle lieber sterben, als daß seine Kinder durch sein Leben etwas verlieren sollten. „Wollte Gott!" setzte er unter anderm hinzu, es wäre meiner Frau und Kindern und Freunden auch also, welche größere Gefahr und Schmerzen an meinem Unfall ausstehen, als ich selbst. Was sie meinetwegen dem Feinde übergeben würden, das müßten sie selbst entbehren. Was helfen mir noch etliche wenige Tage, die ich zu leben habe? Daher will ich viel lieber sterben, als daß meine Kinder verlieren sollen, und ich lange leben!" Als er dieses gesagt hatte, so wendete er sich wieder gegen das Schachspiel, foderte den Herzog auf, weiter zu spielen, fuhr mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit und Heiterkeit fort, und gewann das Spiel. Nach Beendigung des Spiels gieng er in sein Zimmer, um die übrige Zeit mit Andachtsübungen zuzubringen, und sich auf seinen Todestag vorzubereiten.

Man besorgte allgemein, daß der Kaiser sein Urtheil wirklich vollziehen lassen werde. Nur durch die schleunige Fürbitte zweyer der angesehensten teutschen Fürsten, des Kurfürsten Joachim des Zweyten von Brandenburg, und des Herzogs Johannes von Jülich, Cleve und Berg, und durch die Verwendung des Herzog Moritz von Sachsen, welcher als Bundsgenoße des Kaisers am Unglück seines Vetters des Kurfürsten hauptsächlich Schuld war, und nun den ewigen Haß des sächsischen Volkes auf sich zu laden fürchtete, so wie durch die Bereitwilligkeit der kurfürstlichen Familie, die härtesten Bedingungen für das

Leben ihres Vaters sich gefallen zu lassen, wurde der Kaiser zu mildern Gesinnungen bewegt. Auch Johann Friedrich durch die Thränen nnd Bitten seiner Frau und Kinder erweicht, ließ sich endlich bewegen, am 19 May den bekannten Vertrag zu unterzeichnen, wodurch er außer einem großen Theil seines Landes auch die Kurwürde an den Herzog Moriz abtrat. Nur als er an den Artikel kam, nach welchem er Religionsgrundsätze der Entscheidung einer päbstlichen Kirchenversammlung unterwerfen sollte, ließ er sich weder durch Versprechungen noch Drohungen bewegen, und erklärte wiederholt, daß er lieber sterben wolle, als demjenigen entsagen, was er für wahr halte. Daher wurde dieser Artikel wieder ausgestrichen, und Johann Friedrich blieb bis an seinen Tod bey seinen Religionsgrundsätzen, für die er gelebt und gefochten hatte. Ihm war sein Glaube mehr werth, als Land und Leben, während man Beyspiele hat, daß andere ihren Glauben, wenn sie anders einen hatten, um eine irdische Krone zu gewinnen, willig verläugneten.

X * * "

XV.

General Schmidt.*)

Selbst die würdigsten Männer, hoch verdient um ihr Vaterland, erreichen zuweilen bey ihrer Mitwelt die Krone nicht, die ihrem Verdienst gebührt. Sind sie aber von einem wahrhaft hohen Geiste durchdrungen so ist ihnen alsdann das stille Bewußtseyn der guten Thaten, die sie vollbrachten, eine um so höhere und seligere Belohnung, je höher und seliger die Tugend erscheinen muß, wenn sie sich von allen niedrigen Absichten frey fühlt. Was ist aber für solche Män-

*) Anmerk. des Verf. Selten und dann meistens nur kurz wird in öffentlichen Blättern dieses verdienstvollen Mannes Erwähnung gethan. Zuweilen ist selbst das Wenige, was von ihm erwähnt wird, unrichtig. Z. B. in den europäischen Annalen, Jahrgang 1806. St. 5. Seite 298 u. 99. Die genauesten und zuverläßigsten Nachrichten, so viel mir bekannt ist, findet man über ihn in J. B. Schütz neuen historischen und geographischen Gemälden. Bd. 7. Seite 13. u. folg. (Wien 1811.)

ner zuletzt rühmlicher als der Ehrenkranz, den sie im Leben verdient hätten, wenn ihn die Nachwelt um ihren Todtenhügel windet, wo kein Verdacht eines ehrsüchtigen Einflusses von ihrer Seite mehr Statt finden kann?

Mit diesen Worten ist das Bild desjenigen Helden gezeichnet, dessen Andenken wir hier zu feyern wünschen. Einem großen Theil seiner teutschen Mitbürger ist selbst heute noch sein großes Verdienst, und sogar oft sein Name unbekannt. Unter der Menge der rauschenden Waffenthaten, welche im Laufe unsers blutigen Zeitalters geschahen, wurde seine im Stillen wirkende Größe übersehen, und vom Glanze stolzer Namen sein bescheidener Ruhm überstrahlt. Und doch zeichnete er sich durch seine Fähigkeiten und Tugenden als Mensch und Krieger aus. Mehr als einmal focht er rühmlich in den Reihen der östreichischen Armee an den Ufern der Schelde, des Rheins, des Neckars und der Donau; stand an den glänzenden Tagen vor Würzburg, Ostrach, Liptingen und Zürich einem der ehrwürdigsten Feldherrn, welche Teutschland hervorbrachte, wirksam zur Seite, und brachte dem Vaterlande zuletzt sein Leben als Opfer dar. Und was seinem Verdienste den höchsten Werth giebt, das ist seine edle Bescheidenheit, welche weniger zu glänzen strebte, als dem Vaterlande zu nützen.

Heinrich von Schmidt war der Sohn eines östreichischen Rittmeisters, und wurde während des Feldzuges 1743 in Bayern geboren, als Feldmarschall

Graf von Khevenhüller dieses Land im östreichischen Erbfolgekrieg erobert hatte. Sein Vater ließ an einer sorgfältigen Erziehung nichts mangeln, und übergab ihn, als er sich später dem Berufe des Kriegers zu wiedmen wünschte, einer Kriegsschule zu Wien, um daselbst zum wissenschaftlichen Soldaten gebildet zu werden.

Ein Jüngling, ausgezeichnet durch Fähigkeiten und Fleiß, erwarb er sich bald die Achtung seiner Obern. Nach einigen Jahren wurde er zum Offizier ernannt, und diente als solcher zuerst im Regiment Pallavicini. Im sechs und zwanzigsten Jahre trat er als Oberlieutenant in den Generalstab, und wurde seitdem zu den wichtigsten Aufträgen gebraucht. Als Ingenieur, in welchem Fache er sich sehr auszeichnete, bereiste er die Grenzen des östreichischen Staates, und leistete durch Verbesserung der vaterländischen Kriegskarten wichtige Dienste. Nachdem er später zum Hauptmann im Generalstaabe vorgerückt war, so wohnte er im Jahr 1778 dem bayerischen Erbfolgekrieg bey! nahm im Jahr 1788 an dem Feldzuge gegen die Türken Antheil, und begab sich hierauf zu der Armee in den Niederlanden, wo damals die gefährlichsten Unruhen ausgebrochen waren. Ueberall bestärkte er die gute Meynung, die man schon früher von ihm gefaßt hatte, und erwarb sich neben der Ehre seiner Kenntnisse zugleich den Ruf ausgezeichneter Tapferkeit. — Namentlich war es bey der türkischen Vestung Schabaz in Servien, wo

er im Aprill 1788, unter den Augen seines Kaisers, sich an die Spitze der Peterwardeiner Scharfschützen stellte, und siegreich mit ihnen das Vorwerk Palanka erstürmte.

Joseph der Zweyte, dessen ehrenvolles Andenken, so lange eine Sonne über Teutschland scheint, niemals ersterben wird, wußte das Verdienst nicht blos zu gebrauchen, sondern auch nach Gerechtigkeit zu belohnen. Schmidt wurde zum Major im Genereralstab ernannt. Zwey Jahre darauf stieg er zum Oberstlieutenant empor, und stand auf dieser Stufe, als die furchtbare Revolution in Frankreich ausbrach.

Noch ist der Name Clairfait, in den Herzen der Teutschen nicht vergessen. Ein Feldherr, der auch da, wo er der überlegenen Macht der Franzosen und ihrer vom Revolutionsgeiste entflammten Tapferkeit nicht widerstehen konnte, den Ruhm seiner Geschicklichkeit behauptete, und noch mehr gewirkt haben würde, wenn mehr jugendliches Feuer in der Brust des alten Heerführers gelebt hätte. Schmidt, als Mitglied seines Generalstaabs, nahm an mehreren ausgezeichneten Thaten rühmlichen Antheil, und erwarb sich besonders durch seine Rathschläge und Anordnungen große Verdienste, als es zweymal die Rettung der Armee galt. Zuerst nach der Schlacht von Gemappe, als Prinz Albert von Teschen den 6 Novb. 1792 durch Dümouriez's Uebermacht aus seinen Schanzen geschlagen wurde; und später nach

dem blutigen Treffen an der Roer, als Clairfait den 2 Oktober 1794, troz der heldenmüthigsten Tapferkeit, das Schlachtfeld dem Feinde überlassen mußte. Beyde Mal wurde die Armee durch einen ehrenvollen Rückzug gerettet.

Im Jahr 1795 erlangte Schmidt noch größern Einfluß auf die Angelegenheiten des Kriegs, nachdem er Obrist und Generalquartiermeister geworden war, und so als Haupt an der Spitze des Generalstaabs sich befand. Durch seine Rathschläge hauptsächlich veranlaßt, unternahm Clairfait den 10 Oktober bey Offenbach den berühmten Uebergang über den Mayn. Im Augenblicke, als Teutschland wie es schien, dem Andringen der muthigen und siegreichen französischen Heere kaum mehr widerstehen konnte, gieng die östreichische Armee über den Fluß, schlug die Franzosen unter Jourdan und Pichegru, reinigte den teutschen Bodeu, und rettete das Vaterland von der ersten Gefahr der französischen Eroberung.

Clairfait dankte bald darauf ab, und an seinen Platz trat Erzherzog Karl, der erste in der Reihe der östreichischen Helden. Schmidt behielt seine Stelle als Generalquartiermeister, und wirkte bey allen jenen großen Unternehmungen, welche damals der Oberfeldherr ausführte.

Selten wurde ein Feldzug unter schlimmern Vorleutungen eröffnet, als der Feldzug des Jahres

1796, aber selten auch einer mit größerm Ruhme beendigt, als es von Erzherzog Karl geschah — Frankreichs riesenhafter Plan, welchen der ehrwürdige Carnot, ein an Kopf und Herz gleich großer Mann, damals der geschickteste Franzose in den Wissenschaften des Kriegs, mit tiefem Scharfsinn entworfen, und den tapfersten Armeen zur Ausführung übergeben hatte, zielte auf nichts Geringeres, als in den Mauern von Wien, Oestreichs und somit auch Teutschlands Schicksal zu entscheiden, und schon hatte es das Ansehen, als ob die Ausführung dieses kühnen Entwurfes von keiner menschlichen Macht mehr gehemmt werden konnte. Jourdan hatte den muthlosen Wartensleben gegen die böhmischen Grenzen gedrängt. Moreau mit seiner hochbegeisterten Armee stand siegreich an den Ufern des Lechs. Buonaparte's Siegesfahnen, nachdem er in wenigen Monaten einen größern Ruhm als Turenne und Marlborough errungen hatte, wehten auf den Zinnen von Verona. Da wurde im Hauptquartier des Erzherzogs ein Plan ersonnen, der zu den größten Meisterstücken der Kriegskunst gehört, so weit die Geschichte reicht, und durch dessen vortreffliche Ausführung das teutsche Vaterland der französischen Macht wieder entrissen wurde. Bey der geringen Masse der Streitkräfte auf östreichischer Seite war die große Aufgabe, schnell und unvermerkt die Kraft der Armee in Teutschland auf einen einzigen Punkt zu werfen, und dadurch über Jourdan das Uebergewicht und die Oberhand zu gewinnen, während Mo:

reaus Scharfblick durch die Schnelligkeit getäuscht werden sollte. Schimpflich mußte der eine bey Amberg und Würzburg die Flucht ergreifen; und der andere dadurch in die Gefahr des Untergangs versetzt, fand nur mit großer Mühe die Ufer des Rheins wieder. — Das Weltgericht der Geschichte, wenn diese einst über unsern Gräbern die Thaten unserer Zeit richtet, wird es noch der Nachwelt rühmen, daß damals Heinrich von Schmidt dem östreichischen Oberfeldherrn wirksam zur Seite stand, den meisterhaft ersonnenen Plan gegen alle Einwendungen der Aengstlichkeit durch seine scharfsinnigen Gründe vertheidigte, und Karls heldenmüthige Seele in dem großen Entschluß bestärkte, welcher eines ächten Feldherrn so würdig war. So wie die Geschichte neben Buonaparte einen Berthier nicht vergessen kann, und neben Blücher einen Gneisenau nennen wird, so wird sie auch eines Schmidts gedenken, wenn sie die Thaten Karls von Oestreich rühmen wird. Was hier von dem glänzenden Feldzuge des Jahres 1796 gesagt ist, das nämliche gilt auch von den Siegen, welche im Jahr 1799 in Teutschland und in der Schweiz erfochten wurden. Schmidt, welcher zur Belohnung für seine Verdienste zum Generalmajor emporgestiegen war, befand sich unter dem Erzherzog noch an der Spitze des Generalstaabs; und alle Unternehmungen wurden mit dem besten Erfolge gekrönt. An den ruhmvollen Tagen von Ostrach und Liptingen, wo bekanntlich Jourdan zweymal das Feld räumen mußte, stand er wieder an der Seite des

Erzherzogs, so wie in der Schlacht von Zürich, wo Massena aus seinen Schanzen heraus geschlagen wurde.

Weniger glücklich für die östreichischen Waffen war das Jahr 1800. Schmidt, welcher jetzt zum Feldmarschallieutenant erhoben wurde, behielt zwar seine bisherige Stelle im Generalstab, aber statt des Erzherzogs übernahm Feldzeugmeister Kray den Oberbefehl über die Armee in Teutschland. Bereits im verflossenen Jahr hatte dieser in Italien durch die Siege bey Verona und Magnano, so wie durch die Eroberung Mantua's sich rühmlich hervorgethan. Aber mit schnellem und tief eindringendem Scharfblicke, wie Erzherzog Karl, die Entwürfe treuer und geschickter Männer zu würdigen, mit solcher Entschlossenheit und Kühnheit, wie der Sieger von Würzburg und Liptingen, die ersonnenen Plane auszuführen, durch die hohe Ehrfurcht, welche der Erzherzog überall durch seine Gegenwart zu erwecken wußte, den Keim der Eifersucht und des Neides der untergebenen Heerführer zu unterdrücken, durch das Ansehen seiner Person, was der kaiserliche Held so oft that, die Armee in der Stunde der Gefahr bis zur spartanischen Tapferkeit zu begeistern, und überhaupt in allen Herzen einen Gemeingeist zu erhalten — das vermochte der Feldzeugmeister Kray nicht. Daher mußte das östreichische Heer, dessen Tapferkeit selbst Moreau anerkannte und ehrte, da es in acht Tagen nicht weniger als vier Schlachten geliefert hatte, an

auf den Feldern von Engen, Möskirch, Biberach und Memmingen weichen, und zuletzt die Schanzen von Ulm verlassen. Wie hätte eine Armee siegen können, bey welcher es an der nöthigen Eintracht der einzelnen Heerführer fehlte, während an der Spitze der Franzosen, ein Feldherr wie Moreau stand, und Helden, wie St. Cyr, St. Suzanne, Lecourbe und Richepanse, denen in ihren Unternehmungen nur ein einziges Ziel als das höchste vor Augen schwebte, so wie in ihnen gleichsam nur ein Ein Geist und Eine Seele lebte?

Ueberdrüßig daher seines Berufes, in welchem er so sehr gehemmt war, für das Vaterland Gutes zu wirken, und ermüdet von den Beschwerden des Kriegs, da seine Gesundheit sehr gelitten hatte, sehnte sich Schmidt nach dem Ruhestand, und nach den Freuden eines stillern Lebens, das für ein menschliches Herz mehr werth ist, als eine Lorbeerkrone, gefärbt mit dem Blute unglücklicher Schlachtopfer. Im Monat August, ehe noch der Feldzug beendigt war, wurde ihm die Bitte seines Abschiedes gewährt. Er kehrte in den Kreis seiner Freunde zurück, lebte in ländlicher Stille fern vom Glanze des Hofes, dessen sein genügsames Herz nicht bedurfte, uud faßte, besonders seit der Wiederkehr des Friedens, die süße Hofnung, sein Leben einst ruhig zu beschliessen.

Doch diese Hoffnung war nur ein täuschendes Bild. Nicht auf friedlichem Sterbebette sollte er ein-

schlummern, sondern auf dem blutigen Schlachtfelde den Tod des Helden sterben. Buonoparte, zweymal Retter seines Vaterlandes und Stifter des Friedens; der ehrwürdigste und größte Mann von Europa, wenn er verstanden hätte auf der glänzenden Stufe, worauf er groß wie ein Thrasybulus und Camillus stand, sich zu behaupten, stieg vom Stuhle des Consuls auf den Thron eines Cäsars nicht hinauf, sondern herab; und kaum war er herabgestiegen, so betrat er die furchtbare Laufbahn des Eroberers. Oestreichs Kriegsheer wurde durch ihn im Oktober 1805 zernichtet. Ein Theil desselben ergriff in der Verzweiflung die Flucht; der andere Theil wurde bey Ulm gefangen; und der Weg zur Kaiserstadt stand dadurch dem Feinde offen. Was war unter solchen Umständen für General Schmidt ehrenvoller, als die Aufforderung seines Kaisers: das bedrängte Vaterland vertheidigen zu helfen? Es war die Stimme des Vaterlandes selbst, welches ihn jetzt aufforderte; aber zugleich auch ein höheres Verhängniß, das ihn zur Vollendung seines Lebens rief. Der alte kriegerische Muth erwachte von neuem in der Brust des zwey und sechszigjährigen Greisen, dessen Gesundheit sich wieder hergestellt hatte. Freudig zog er noch einmal seinen Degen, mit dem er so oft für das Vaterland gekämpft hatte. — Aber kaum hatte er ihn gezogen, so war schon sein Todestag aufgegangen.

Den 11 November 1805 lieferte Kutusow, an dessen Seite sich Schmidt als Generalquartiermeister befand, mit Marschall Mortier das Treffen bey Dürnstein. Dieses Städtchen liegt am linken Ufer der Donau, in einer reitzenden Gegend, zwischen Krems und Stein, an einem Felsen, auf dessen Gipfel die Trümmer des alten Schlosses stehen, wo Richard Löwenherz, der Achilles der Kreuzfahrer, im Jahr 1192 gefangen saß. Das Treffen war sehr hartnäckig und blutig, und kostete mehreren tausend Menschen das Leben. Schon war die Sonne niedergesunken, als die Franzosen anfiengen zu weichen. Der ehrwürdige Greis stand eben auf einem Hügel in der Nähe des Schlachtfeldes, um desto wirksamer die letzten Anordnungen gegen den Feind zu treffen. In diesem Augenblicke wurde er von einer Kugel niedergeschossen, und starb, als der Sieg bereits so viel als entschieden war.

Sein Andenken der Nachwelt zu empfehlen, ließ ihm Oestreichs ehrwürdiger Kaiser nebst seinen edeln Brüdern und Vettern, ein schönes aus Marmor gehauenes Denkmal setzen. Auf einem schönen, freyen Platz, nahe dem Orte, wo er fiel, steht dasselbe mit treffenden Sinnbildern geziert. Die Siegesgöttinn umfaßt den Helden im Sterben, und Oestreichs Schutzgeist trauert um ihn. Eine lateinische Inschrift erinnert an seine Verdienste um den Staat, an das ehrenvolle Verhältniß in welchem er einst

mit Erzherzog Karl stand, und an den Heldentod, den er fürs Vaterland starb. Neben der ausdrücklichen Erwähnung seiner ausgezeichneten Tapferkeit, Genügsamkeit, Bescheidenheit und Berufstreue, wird sogar das vielsagende Zeugniß daselbst gelesen: „daß Heinrich von Schmidt keinem der Heerführer an Preiswürdigkeit nachzusetzen sey.“ Ein deutlicher Beweis, daß er ein großer Mann gewesen seyn muß, da selbst Karl von Oestreich dieses Zeugniß unterschrieb.

So ehrenvoll übrigens dieses Denkmal für den gefallenen Helden ist, nicht minder rühmlich dünkt mich dasselbe für seine Stifter zu seyn, und besonders für den Erzherzog, dessen treuer Kampfgenosse einst jener war. Indem der kaiserliche Held den ehrenden Todtenkranz um Schmidts Grabhügel flocht, gab er dadurch seiner eigenen Krone den höchsten Glanz. Wenn einst die Nachwelt fragen wird: wer der erste der östreichischen Helden unserer Zeit war? so wird die Geschichte den Erzherzog nennen, und für ihn werden die Feldzüge der Jahre 1796 und 1799 laut reden, wo er in Teutschland die oberste Leitung der Kriegsangelegenheiten in Händen hatte. Für ihn werden auch die Tage von Caldiero zeugen, wo Massena von ihm zurückgeschlagen wurde; und die Tage von Aspern, wo der berühmteste und kühnste Feldherr der Welt über die Donau floh; und selbst der Tag von Wagram, wo Karl mit seinen eroberten Trophäen aufs ehrenvollste sich zurückzog. — Aber, daß

selbst die leiseste Stimme des Neides verstumme, so wird auch Schmidts Denkmal ein Zeuge für den Erzherzog seyn. Denn ein solches Denkmal seinem Waffengefährten zu setzen, vermochte nur ein Mann, der wie Karl von Oestreich die gewisse Ueberzeugung im Herzen trägt, daß sein eigener Ruhm auch neben der Ehre anderer Helden jederzeit im höchsten Glanze bestehen wird.

Friedr. Sonntag.

XXI.

Heinrich Ferdinand von Krosigk und Wilhelm von Wedell.

Nichts dünkt mich erbärmlicher zu seyn, als ein Edelmann, wenn er nicht das, was sein Name andeutet — ein edler Mann ist. — Sein höherer Name berechtiget zu höhern Ansprüchen, und wenn er diese nicht zu erfüllen vermag, so erscheint er um so verächtlicher, weil er sich nennt, was er nicht ist, und weil er ohne Verdienst, im Lichte seiner Ahnen zu glänzen wünscht. Aber wenn einer den Namen eines Edelmanns führt, und dabey zugleich den Adel im Herzen trägt, einen hohen Sinn in sich bewahrt für alles, was recht und gut und heilig ist, und treu seinem Fürsten und Vaterlande die Sache der Menschheit bis in den Tod vertheidiget; dann erwacht in unserer Seele eine doppelte Ehrfurcht, weil mit dem Andenken an seine eigenen Verdienste zugleich die Erinnerung an seine ehrwürdigen Vorfahren wieder hervortritt.

Solche Edelleute dem Namen nach und zugleich im höhern Sinne des Wortes, waren die beeden Helden, welche ich hier wegen der Aehnlichkeit ihrer Denkungsart und ihres Schicksals zusammenstelle. — Beyde waren vom höchsten Gefühl der Freyheit und Völkerrechte durchdrungen. Beyde verließen, als der Tag der schönsten Hoffnungen über Teutschland wieder aufgieng, Weib und Kinder, und alles, was ihnen theuer war, und wagten Gut und Blut, um die fremde Herrschaft zu zerstören, unter welcher ihr Vaterland seufzte. Beyde starben heldenmüthig in dem begeisternden Glauben, daß nach ihrem Tode für Teutschland eine glückliche Zeit aus den Verheißungen der Fürsten hervorgehen werde. Niemeyer in seinem Heldenbuche *) gedenkt mehrmals dieser ehrwürdigen Männer. Noch genauere Nachrichten theilt uns von ihnen der preußische Patriotenspiegel **) mit.

Aber auch in gegenwärtigen Blättern, wo von den Zügen teutschen Muthes und Hochsinns die Rede ist, dürfen ihre Namen nicht übergangen werden.

I.

Heinrich Ferdinand von Krosigk, dessen Familie eine der ältesten und angesehensten in Teutsch-

*) Vgl. Seite 165. 191. 288. 308 und 309. (3te Auflag. Leipzig 1818.)

**) Vgl. Bd. 1. S. 3. u. folg. Bd. 2. S. 32. u. f. (2te Aufl. Quedlb. u. Leipz. 1817.)

land ist, wurde im J. 1777 zu Poplitz unweit Bernburg geboren. Er studierte auf der Domschule zu Magdeburg, trat sodann im siebenzehnten Jahre unter das preußische Regiment Schwerin, und wohnte im Jahre 1795 dem polnischen Feldzuge bey. Im J. 1805 nahm er als Major seinen Abschied, um nach dem Tode seines Vaters an dessen Stelle die Grundherrschaft Poplitz zu übernehmen.

Verehrt von seinen Unterthanen und glücklich in ihrer Mitte lebte er hier auf dem Erbgute seiner Väter. Aber die Nachricht von der unglücklichen Schlacht bey Jena (d. 14 Octob. 1806) erweckte in ihm von neuem den Entschluß in die Reihen der vaterländischen Krieger zu treten. Er reiste über Hamburg und Kopenhagen nach Memel; fand hier seinen König, und erhielt wieder eine Anstellung bey der preußischen Armee.

Mit großer Betrübniß über den nachtheiligen Frieden von Tilsit kehrte er im folgenden Jahre in seine Heimat zurück. Aber so wenig dieser Schmerz in seiner Brust erstarb, so wenig erlosch sein Haß gegen die Feinde des teutschen Volkes, indem er eben so die reitzendsten Hoffnungen, wie die drohendsten Gefahren, die ihn auf andere Denkungsart hätten bringen können, mit hoher Seelengröße verachtete. Selbst im Angesichte der Franzosen, als sie noch nach dem Frieden von Tilsit sein Vaterland besetzt hielten, wußte er einen edeln Stolz zu behaupten, und ihnen

Ehrfurcht gegen seine Person abzunöthigen. — Oft sprach er öffentlich seinen Unwillen über die schmachvolle Lage Teutschlands aus, und zog sich dadurch die Ungnade der westphälischen Regierung zu. Zweymal saß er deswegen in Gefangenschaft, und sogar einmal acht Monate lang zu Kassel; aber niemals wurde sein teutscher Hochsinn gebeugt.

Hoch begeistert durch die Erinnerung der unsterblichen Thaten eines Braunschweigs, Schills und Hofers, deren erhabene Bilder ihm vor der Seele schwebten, trug er den sehnlichsten Wunsch im Herzen, bald den günstigen Augenblick zu erleben, und für Teutschlands Befreyung fechten zu können. Daher verließ er seine Familie, und trat zum dritten Mal unter die preußische Armee, so bald Preußen im J. 1813 sich gegen Napoleon erklärt hatte. Er wurde Kommandant eines Fusilierbataillons, zeichnete sich durch seinen Heldenmuth, mit dem er stets seinen Waffengefährten vorangieng, bey allen Gelegenheiten aus, und errang den Orden des eisernen Kreuzes. In der Schlacht bey Wurschen (im May 1813) verließ er sein Bataillon nicht, obgleich er von einer Kugel verwundet war, und unterzog sich auf dem Rückzuge nach Schlesien den Beschwerden des gemeinsten Soldaten, um andern ein Beyspiel des Muthes und der Standhaftigkeit zu geben. Nicht weniger heldenmüthig focht er an dem siegreichen Tage von Jauer (den 26 August), und in dem glänzenden Treffen von Wartenburg (den 3 Oktob.) Aber im höchsten Lichte er-

schien seine Heldengröße bey Möckern, wo er auf eine Art starb, wie nur die Tapfersten der Vorwelt gestorben sind.

Dieses Dorf liegt in der Nähe von Leipzig. Hier war bekanntlich den 16 Oktober 1813 das blutige Vorspiel zu der großen Völkerschlacht, welche zwey Tage darauf geschehen sollte. Ueber 5000 Preußen fielen an demselben Tage, theils getödtet, theils schwer verwundet.

An diesem blutigen Tage stand Major Krosigk nach seiner Gewohnheit stets an der Spitze der Seinigen, und verrichtete Wunder der Tapferkeit. Alles, was seinen Untergebenen Ehrfurcht, Vertrauen und Muth einflösen konnte, vereinigte sich in seiner Person. Neben seinem Verstand und Heldenmuth, wodurch er sich auszeichnete, war er ein Mann von einnehmender Gestalt, von hohem schönem Wuchse, und aus seinen Blicken leuchtete das Feuer seines Geistes hervor. Daher, so oft er in einer Schlacht der Todesgefahr entgegengieng, folgten ihm alle freudig nach; und wo er mit ihnen hindrang, mußte der Feind seiner unwiederstehlichen Gewalt weichen. Vier feindliche Vierecke wurden durch ihn und seine Leute bey Möckern durchbrochen. Als er sie aber gegen das fünfte führte, sank er unter dem mörderischen Flintenfeuer, mit dem ihn der Feind empfieng, von seinem Pferde herab.

Tödtlich im Unterleibe verwundet, lag der Held auf der Erde, aber auch sterbend wollte er noch ein Zeuge der Schlacht seyn, den Kampfgenossen ein Beyspiel hoher Todesverachtung geben, und bis zum letzten Hauche des Lebens dem Vaterlande nützen. — „Hier ist eine Anhöhe" sprach er, während noch links und rechts die Kugeln sausten, zu denjenigen, welche ihn noch weiter tragen wollten, — „hier will ich bleiben! von hier aus kann ich meinem Bataillon mit dem Degen winken, wenn es wanken sollte." Eine Kartätsche schlug seinen Wundarzt neben ihm nieder; aber der Held blieb auf seinem Entschlusse, nahm, ermattet vom großen Blutverluste, seine letzten Kräfte zusammen, und hob den Degen hoch empor, so lange er konnte, während er muthig mit seinem sterbenden Blicke auf das Schlachtgetümmel hinsah. Einige seiner Leute standen bey ihm, um ihn in seiner Todesstunde nicht einsam zu lassen; aber willig auch diesen Trost zu entbehren, ermahnte er sie, nicht unthätig zu verweilen, sondern ihren Streitgenossen zu Hülfe zu kommen. — „Lasset mich hier" sagte er, „geht und thut eure Schuldigkeit! es thut Noth." —

Dieses waren seine letzten Worte, ehe sein Geist zur Ewigkeit hinübergieng. Mit ihm starben viele seiner Waffengefährten am nämlichen Tage. Neunhundert und sieben und sechszig Männer hatte er in die Schlacht geführt, und nur noch hundert waren am Abend der mörderischen Schlacht unversehrt übrig

Unter den Todten lag auch sein Adjutant Honig*), ein hoffnungsvoller, edler Jüngling, aus dem Bernburgischen, der zu Halle die Rechte studiert, sodann im Befreyungskriege an Lützows heldenmüthige Reiterschaar sich angeschlossen, und zuletzt von Krosigk aufgefordert, bey diesem die Stelle eines Adjutanten übernommen hatte. Beyde hatten mehr als einmal mit einander die Mühe und Gefahr des Kriegs getheilt; und nun starben sie auch mit einander, bey dem nämlichen Angriffe, auf dem nämlichen Platze, und in der nämlichen Stunde.

2.

Wilhelm von Wedell war der Sohn eines preußischen Landraths zu Eilenstedt, im Fürstenthum Halberstadt. Er studierte zu Halle die Rechte und Kameralwissenschaft, und stieg in kurzer Zeit bis zum Kammerpräsidenten in dem erwähnten Fürstenthum. Ein edler, ehrwürdiger Mann, der sich durch körperliche und geistige Vorzüge zugleich auszeichnete. Sein hoher Wuchs, seine blühende Gesichtsfarbe und sein blondes Haar gaben ihm ein schönes, freundliches Aussehen. Die Leutseligkeit aber, die er damit vereinigte, so wie überhaupt seine Rechtschaffenheit und Berufstreue erwarben ihm die höchste Achtung, die

*) Ueber ihn siehe den preußischen Patriotenspiegel. Band 2. Seite 121. u. folg.

er eben so unter seinen Mitbürgern wie bey dem Könige genoß. Der Geist seines frommen Vaters ruhte zweyfältig auf ihm.

Erfüllt von der nämlichen freyen Gesinnung, wie Krosigk, und zugleich fest entschlossen, kein Unterthan oder Diener eines Fremdlings zu seyn, verachtete er jede Anstellung bey der westphälischen Regierung, verkaufte nach dem Frieden von Tilsit sein Erbgut Eilenstedt, zog nach Schlesien, und wohnte zu Großmahlendorf unweit Neisse. Auch hier erwarb er bald die Liebe und Achtung aller Leute, die ihn kennen lernten. Nach kurzer Zeit wurde er von ihnen zum schlesischen Abgeordneten erwählt, um zu Berlin mit seinen Berufsgenossen für das Wohl dieses Landes zu wirken.

Als im Jahr 1813 König Friedrich Wilhelm die Kinder seines Vaterlandes zu den Waffen rief, so verließ auch Wedell Berlin, und trat unter die schlesische Landwehr. Nie hatte er vorher bey einer Armee gedient; aber wegen seiner Kenntnisse und Vaterlandstreue wurde ihm das Kommando über ein Landwehrbataillon anvertraut.

Groß war sein Heldenmuth, durch den er bey allen Gelegenheiten, und besonders den 3 Oktober in dem blutigen Treffen von Wartenburg sich auszeichnete. Aber was ihm die höchste Achtung bey allen edlen Seelen erwerben muß, ist dabey sein from-

mes, Gott vertrauendes Herz, und der in ihm lebende, unerschütterliche Glaube an den heiligen Willen der alles leitenden göttlichen Vorsehung. — Diesen Glauben erweckte er auch in den Seelen der tapfern Kampfgenossen, die unter seinen Befehlen standen. Daher seine und ihre heldenmüthige Ruhe im Angesichte des Todes. Er und sie alle trugen das köstliche Bewußtseyn im Herzen, daß Gott im Leben und Sterben mit ihnen sey.

Ueberzeugt, daß der Augenblick, wo sich die heilige Sache der Völker entscheiden sollte, nicht mehr fern seyn könne, trat Wilhelm von Wedell am 16 Oktober 1813, welches auch sein Todestag war, zuerst vor seine Waffengefährten, um sie zu dem bevorstehenden großen Kampfe dieses Tags durch seine Worte zu begeistern. In der feyerlichen Stille, die schon bey dem Anblicke des heiligen Ernstes entstand, der aus den Gesichtszügen und Worten des Helden sprach, erinnerte er, daß jetzt der Tag des Heils und der Erlösung Teutschlands vom Joche fremder Herrschaft nicht mehr fern seyn könne. Jetzt sey der Zeitpunkt nahe, wo die Tugend wieder in ihre Rechte eingesetzt, die Freyheit wieder hergestellt, die teutsche Eintracht zurückgeführt, Glaube und Unschuld gerettet werden müße. Viel edler und besser sey es, für das Vaterland zu sterben, als eine immer währende schimpfliche Knechtschaft zu dulden.

„Meine Brüder;" rief er im hohen, freudigen Vorgefühle seines Todes, „wir fürchten den Tod nicht, der uns in die Mitte unserer verewigten Väter einführt, die im Heldenkampfe für Gott, König und Vaterland gefallen sind. Auf! seyd muthvoll! Seyd eurer Väter werth!" — Hierauf fiel er auf seine Kniee nieder, und betete inbrünstig zu Gott um Heil und Sieg. Im Anblicke des betenden Helden, wer hätte dem Drange des Herzens widerstehen können, ohne seinem Beyspiele zu folgen?

Alle anwesenden Officiere seines Bataillons und die Gemeinen, so wie die Führer der nächsten Bataillone, die in den Kreis der Andächtigen getreten waren, sanken mit ihm auf die Erde nieder. Dann stand er wieder mit ihnen auf, stellte sich an die Spitze der Seinigen, und rückte gegen die furchtbaren französischen Batterien, welche bey dem Dorfe Möckern standen. Zweymal erstürmte er das Dorf, bis es behauptet werden konnte; aber das zweyte Mal wurde er in dem Dorfe von einer Kugel niedergeschossen. Mit Gott hatte er den Kampf angefangen, und so wollte er nun auch im Aufblick zu Gott sein Leben beschließen. Denn er raffte sich auf von der blutigen Erde, worauf er lag, stemmte sich auf seine Kniee in seinem eignen Blute, richte seine sterbenden Augen gen Himmel, und betete noch einmal zu Gott für sich und seine Familie. — Dann bat er die Umstehenden, in seinem Namen dem Könige zu sagen, daß er ihm sein Weib und seine Kinder empfeh-

le. Die letzten und heiligsten Wünsche, die er mit sich in die Ewigkeit nahm.

Was soll man noch weiter hierzu sagen? — Wenn einst der Mann kommen wird, der sich wahrhaft berufen fühlt, die Geschichte unserer Zeit zu schreiben, und alle dazu nöthigen Fähigkeiten besitzt, Scharfsinn und Fleiß um die Wahrheit zu erforschen, Ehrlichkeit und Muth, mit Verachtung jeder Gefahr als ein freyes Werkzeug des göttlichen Weltgerichts zu sprechen; die Gabe, mit hohem Ernste, der allein dem ächten Geschichtschreiber geziemt, und mit edler Sprache, die allein großer Thaten würdig ist, über das Geschehene zu reden, und, daß ich andere Erfordernisse übergehe, besonders einen lebendigen Sinn für das, was gut und groß und heilig ist, um es aus der Reihe trieglich glänzender Thaten hervorzuheben, dann wird er und die Nachwelt ehrfurchtsvoll vor den Helden von Möckern stehen bleiben, und den herrlichen Tod eines Krosigks und Wedells nicht übergehen können. Bey dem ersten dieser großen Männer wird dann die Nachwelt glauben, den Heldenmuth eines Sterbenden auf der höchsten Stufe zu erblicken. Aber wenn sie den zweyten sterben sieht, dann wird sie fühlen, daß der Mensch nicht schöner und liebenswürdiger sterben kann, als wenn er wie Wilhelm von Wedel stirbt.

Friedrich Sonntag.

XXII.

Merkwürdige Beyspiele kriegerischen Heldenmuths neuerer Zeit.

1.

Der bayerische Major Kieffer.

Im May 1807, als die schlesische Festung Neisse belagert wurde, machte ein preußisches Corps, welches ohngefähr 1400 Mann stark war, und von muthigen Officieren angeführt wurde, zu Gunsten der belagerten Festung eine Diversion gegen Breslau. — General Lefevre Desnouettes sammelte auf die Nachricht hiervon die in der Nähe befindlichen Truppen, und rückte mit Franzosen, Bayern und Sachsen den Preußen entgegen. Den 14 und 15 desselben Monats kam es zu blutigen Treffen, worinn die Preußen zuerst siegreich den Platz behaupteten, zuletzt aber der Uebermacht ihrer Gegner unterlagen.

Bey dieser Gelegenheit zeichnete sich auf bayerischer Seite besonders Ludwig von Kieffer, (geboren im J. 1781, zu Maudach in der Pfalz unweit Mannheim) durch eine Heldenthat aus. Auf dem rechten Flügel der Preußen stand eine Kanone, welche kaum 30 Schritte von der preußischen Fronte entfernt war, und außer den Kanonieren eine Anzahl Schützen zur Bedeckung bey sich hatte. Diese Kanone fügte den Bayern großen Schaden zu. Kieffer faßte daher den kühnen Entschluß, den Versuch der Eroberung zu wagen, und sprang mit seinem Peloton mitten aus der Linie auf dieselbe los, obgleich die Fronte des Feinds sehr nahe hinter ihr war. In dem nämlichen Augenblicke, als die Kanoniere aufgeprotzt hatten und zurückgehen wollten, erreichte er die vordern Pferde, ergriff die Zügel mit der linken Hand, die bereits durch eine Flintenkugel verwundet worden war, foderte mit vorgehaltenem Degen die Soldaten auf, sich zu ergeben. Einer von diesen drang auf ihn ein; aber der bayerische Held durchbohrte ihn, und kam mit der eroberten Kanone und 16 Gefangenen zurück, welche durch ihn und seine Leute gemacht worden waren. Diese Begebenheit wurde nachher auf einem besondern Steindrucke dargestellt.

Kieffer gehört überhaupt unter die tapfersten teutschen Officiere, und zeichnete sich bey jeder Gelegenheit aus. Zweymal wurde er sehr gefährlich verwundet, in Schlesien und in Tyrol; und drey Ehrenzei-

chen, worunter der schwer zu erringende Max=Joseph Orden, zieren seine Brust. Schon während der Belagerung von Breslau, als der am Ende Dezembers 1806 versuchte Sturm mit großem Verlust durch die Tapferkeit der Preußen zurückgeschlagen wurde, wich er mit seinem Detaschement, wovon er über die Hälfte verloren hatte, nicht eher vom Schlachtfeld zurück, als bis sämmtliche Verwundete seines Regiments in Sicherheit gebracht waren. Unter dem fortdaurenden Kanonenfeuer, welches aus der Festung viele der Rettenden neben den Verwundeten niederschoß, legte er selbst Hand an, ermunterte durch dieses rühmliche Beyspiel die Soldaten, in ihrem menschenfreundlichen Werke muthig fortzufahren, und rettete so einige hundert unglückliche Menschen.

Später, als im Juni 1807 das mit 10 Redouten verschanzte, und mit 1800 Mann besetzte, preußische Lager vor Glaz erstürmt wurde, erstieg er, wiewohl er gleich im Anfange des Kampfes am Fuße verwundet worden war, an der Spitze seiner Kampfgenossen die feindlichen Batterien, und focht mitten im Handgemenge so lange, bis er von einem Bajonetstiche in der Brust verwundet, unter den eroberten Kanonen halb todt niedersank.

Eben so bewies er im J. 1809, wo er Oberlieutenant und Regimentsadjutant war, in den Schlachten von Abensberg, Eckmühl und Regensburg, so wie in Tyrol, eine ausgezeichnete Tapferkeit.

Im J. 1812 machte er als Kapitain den russischen Feldzug mit. In den beyden folgenden Jahren, als Teutschland sich gegen Napoleon erhoben hatte, nahm er stets an den ruhmvollen Thaten der bayerischen Armee Antheil, Besonders aber zeichnete er sich im März 1814 in der Schlacht von Arcis aus, wo er als Major des siebenten bayerischen Chevauxlegers Regiment (welche Stelle er noch bekleidet) stets an der Spitze der Seinigen stand, bis in die Nacht den Kampf aushielt, und die wiederholten, furchtbaren Angriffe, besonders der berühmten polnischen Lanciers von der Garde stets siegreich zurückschlug, und viele Gefangene machte.

2.

Der würtembergische Korporal Klenk.

Bey der Belagerung der schlesischen Festung Neisse, im Jahr 1807, deren bereits Erwähnung geschehen ist, war eine preusische Granate in das Munitions-Depot der Belagerer gefallen, worinn eine große Anzahl von gefüllten Bomben lag, und hatte schnell das Brandrohr einer der Bomben, und das Stroh angezündet, auf welchem sie lagen.

Die Noth war groß, der Augenblick einer alles zerstörenden Explosion nicht ferne, und die Anwesenden fiengen an zu fliehen. — Da eilte der Korporal Klenk von würtembergischen Infanterie Regiment

Herzog Wilhelm aus eigenem Antrieb und mit schneller Entschlossenheit herbey, ergriff die entzündete Bombe, trug sie etliche zwanzig Schritte weit in eine Pfütze, und erstickte sie darinn, ohngeachtet er sich bey dieser Unternehmung die Kopfhaare versengte.

Durch sein Beyspiel angefeuert, folgte ihm der Vice-Korporal Keller vom nämlichen Regiment, half das brennende Stroh löschen, das Magazin ausleeren, und so das gefürchtete Unglück abwenden.

Klenk erhielt die goldene, und Keller die silberne Verdienst-Medaille, und ersterer noch außerdem ein Gnadengeschenk von 25 Dukaten. Auch wurde dessen Beförderung zum Feldwebel bey eintrettendem Erledigungsfall befohlen.

Als der König von Würtemberg über das Armee-Corps, nachdem solches aus dem Felde zurückgekehrt war, Musterung hielt, wollte er den Helden zum Offizier ernennen. Klenk lehnte aber dieses mit der Aeußerung ab, daß er zwar ein guter Unteroffizier seyn könne, sich aber nicht für fähig halte in eben dem Verhältnisse ein guter Officier zu seyn. Hierauf unterblieb zwar die Beförderung; doch erhielt er die Auszeichnung eines Offiziers und den Gehalt als Lieutenant.

Klenk wurde nachher, wie so mancher Tapfere, ein Opfer des russischen Feldzugs.

3.

Der preußische Lieutenant Pförtner.

Die verbündete Armee der Preußen und Russen hatte im May 1813 in den Schlachten von Lützen und Wurschen die rühmlichsten Beweise ihrer Tapferkeit gegeben; aber zu schwach au der Zahl gegen Napoleons Heerschaaren, zog sich dieselbe nach Schlesien zurück. Dieser Rückzug wurde in der schönsten Ordnung und auf die ehrenvollste Art vollendet. Einigemal wurden die Franzosen, wenn sie den Preußen zu nahe kamen, blutig zurückgewiesen.

Besonders ehrenvoll für die Preußen, war den 26 May das Treffen von Hainau in der Lausitz. Der französische General Maison hatte den ausdrücklichen Befehl erhalten, die Verbündeten rasch und ohne Bedenken zu verfolgen. Blücher stellte daher zwanzig Schwadronen Reiterey, unter Ziethens Befehl, in einen Hinterhalt, während die Nachhut der preußischen Armee unweit Hainau einige Zeit verweilte, um den Feind desto gewisser herbeyzulocken.

General Maison rückte muthig aus Hainau gegen die Preußen hervor; aber auf ein verabredetes Zeichen, indem auf einer Anhöhe eine Windmühle in Brand gesteckt wurde, sprengte Ziethen mit seiner Reiterey aus dem Gehölze auf die Ebene herab, und griff die Franzosen mit eben so großer Tapferkeit als

glücklichem Erfolge an. Die feindlichen Reiter ergriffen sogleich die Flucht. Das Fußvolk, einige tausend Mann stark, wurde von den Preußen in kurzer Zeit theils niedergehauen theils zersprengt. Sämmtliche Kanonen wurden von den Franzosen zurückgelassen, und eilf davon nebst einigen hundert Gefangenen von den Siegern nach Schlesien geführt.

Bey diesem Treffen ereignete sich der außerordentliche Fall, daß der preußische Kuiraßier-Lieutenant Pförtner von seinem Pferde durch einen fürchterlichen Sprung mitten in ein feindliches Viereck getragen wurde. Als nämlich die preußischen Reiter im Sturme gegen die Franzosen ansprengten, so war sein Pferd plötzlich stätig geworden. Pförtner, hierüber entrüstet, versetzte dem Pferd einen Hieb mit dem Degen. — Das Pferd gieng nun mit ihm durch, und sprang mit einem fürchterlichen Satz mitten unter den Feind. Aber der Held verlor nicht einen Augenblick seine Fassung. Er hieb sogleich den feindlichen Befehlshaber nieder, und focht mit der kühnsten Tapferkeit, bis das Viereck von seinen Waffengefährten zersprengt war.

4.

Der badische Regiments-Tambour Ruppert.

In der blutigen Schlacht von Paris, den 30sten Merz 1814, stand die badische Grenadiergarde nebst

den preußischen und russischen Garden im Mittelpunkt der verbündeten Armee, und rückte muthig mit ihnen durch das Dorf Pantin gegen die Anhöhe von Belleville vor. Marschall Marmont befand sich hier in eigener Person an der Spitze der Franzosen, welche mit einer zahlreichen, furchtbaren Artillerie versehen waren. Es entstand ein blutiger, hartnäckiger Kampf. Die Angriffe der Verbündeten mußten einigemal wiederholt werden, ehe sie das mit Leichen bedeckte Schlachtfeld behaupten konnten.

In dem entscheidenden Augenblicke, als die Verbündeten zum letzten Mal mit ihren Bajonetten im Sturmschritt gegen die französischen Batterien rückten, um ihren Sieg zu vollenden, erblickte Bernhard Ruppert, Regiments-Tambour der badischen Garde, eine feindliche Kanone: welche rechts am Ourcq-Kanal stand, und großen Schaden anrichtete. Ein Mann von herkulischem Ansehen, groß und stark zugleich, sprang er von der Seite her auf die Kanone los, indem er in der einen Hand seinen Sabel trug, in der andern seinen Stock, mit einem großen silbernen Knopfe versehen. Noch einmal gelang es dem Feinde, die Kanone loszuschiessen; aber ehe es zum zweytenmal geschehen konnte, hatte er dieselbe erreicht. Die Kanoniere, durch seinen Anblick erschreckt, ergriffen die Flucht. Ein einziger Offizier hielt Stand, und wollte so eben wieder die mit dreyfacher Kartätschenladung gefüllte Kanone losbrennen. Diesenn schlug Ruppert mit seinem Stocke nieder,

schenkte ihm aber das Leben, als er um Schonung bat, und war so im Besitz der eroberten Kanone.

Für diese Heldenthat würde der tapfere Teutsche mit der badischen goldenen, und mit der preußischen silbernen Medaille belohnt, und außerdem von dem russischen Kaiser zum Ritter des St. Georgs-Ordens ernannt.

XXIII.

Drey teutsche Frauen.

Wenn in einer schwer bedrückten Zeit — wie wir sie unter Napaleons Zwingherrschaft erlebt haben, der Mann zuletzt ohne Muth da steht, und zaghaft in sich versinkt, weil er weder mit seinem Verstande noch mit der Kraft seines Willens irgend mehr in den Gang der Ereignisse eingreifen kann — dann leuchtet im Auge des Weibes noch jenes schöne Vertrauen, welches auch den Mann wieder zu ermuthigen vermag. Im reinen weiblichen Gemüthe können der Glaube und die Hoffnung nicht untergehen; und vor dem Anblick weiblicher Würde, zittert selbst die stolze Ruchlosigkeit.

Als Teutschland in seiner tiefsten Erniedrigung lag, und bey Vielen eine schmachvolle Existenz als das einzige Gut galt, welches man um jeden Preis zu retten suchen müsse — als kein lautes freyes Wort mehr gehört wurde in Germaniens weiten Gauen, und der leiseste Zweifel des großen Eroberers mit Acht

oder Gefängniß, oder wohl gar mit dem Henkerbeil gebüßt wurde; da gab es noch teutsche Frauen, die, eingedenk der Ehre ihres Namens, dem siegestrunkenen Imperator mit ernster Würde entgegen traten, und den gefallenen Muth der Nation aufzurichten suchten. Man weiß, wie wenig die edle Markgräfin, Amalia von Baden, und ihre erhabene Schwester, die Großherzoginn von Weimar, sich gegen Napoleon ergaben, und wie er selbst den hohen Sinn dieser teutschen Fürstinnen zu achten sich gezwungen fühlte. Wir wollen aber in diesen Blättern, welche zunächst der Geschichte angehören sollen, nur von den Todten reden, von jenem herrlichen Kleeblatt großsinniger Fürstinnen, denen das Vaterland mit seine Rettung verdankt, und deren Asche die kalte Urne bereits aufgenommen hat.

Der Leser errâth leicht, daß wir die Königin Louise von Preußen, die Kaiserinn Maria Beatrix von Oestreich, und die Königin Katharina von Würtemberg meinen.

I.

Louise, Königin von Preußen.

Sie wurde den 10 März 1776 zu Neustrelitz geboren, und war die vierte Tochter des regierenden Herzogs Karl Ludwig Friedrich, und seiner ersten Gemahlin einer Prinzessin von Hessen = Darmstadt.

Ein heller Verstand, ein kindlich frommes Streben nach allem Guten, waren ihr von Kindheit an eigen. Früh schon vermied sie die Täuschungen des Scheins, die dem weiblichen Gemüth, zumal an Höfen so gefährlich werden, und gewöhnte sich, das Sichtbare, Irrdische, an ein unsichtbares Höheres — das Vergängliche, an ein Unvergängliches anzuknüpfen. Daher die Ruhe und Klarheit in ihrem Geiste. Kein äußerer Glanz, kein äußerer Gewinn konnte den Frieden ihrer innern Welt stören, und so, im Glauben und frommen Vertrauen, bewahrte sie jene schöne Weiblichkeit, als deren Muster man sie betrachten konnte.

Am 28 September 1793 wurde sie mit dem damaligen Kronprinzen, jetzigem Könige von Preußen vermählt. Sie stand im einundzwanzigsten Lebensjahr. Ihre Schönheit, ihre Huld und ihre Frömmigkeit mußten alle Herzen ihr zuwenden. Als sie den Thron bestieg, begann eine trübe verhängnißvolle Zeit für Europa. Zwar hatte Preußen damals mit Frankreich Frieden geschlossen; allein niemand mochte sichs verbergen, daß viele Zeichen auf nahe, große Erschütterungen deuteten.

Bis zum Jahre 1805 floß das Leben Louisens wie eine klare Quelle, zwischen Blumen = Ufern hin. — Mitten im Prunk des Hofs erhielt sie den Sinn für stille Häuslichkeit. Ein Kreis hoffnungsvoller Kinder blühte um sie heran. Jetzt begann Napoleon die Aus-

führung seines Plans einer Weltunterjochung durch Völkerzernichtung. In das Blut des tapfersten und ritterlichsten der Bourbone, des edlen Herzogs von Enghien hatte er seine Hand getaucht, um sich zu seinem Vorhaben den Schutz der höllischen Mächte zu erwerben. Teutsche Legionen folgten seinen Fahnen, um gegen ihre Brüder, und für die Schmach ihres Vaterlandes zu fechten. Auf seinem Zug gegen Oestreich und Rußland verletzte Napoleon das neutrale, preusische Gebiet, und that dadurch kund, daß er nur das Recht der Gewalt anerkenne. Preußen konnte sich nun unmöglich länger verheelen, was seiner in der nahen Zukunft warte. Bis zu diesem Augenblicke hatte die Königin sich nie über politische Ereignisse geäußert, und wohl auch wenig darauf geachtet; aber von nun an bemächtigten sich ernste Sorgen ihrer Seele. Der Schleyer war zerrissen, der ihr das dunkle Geheimniß der Zeit verborgen hatte. Der schnelle Fortgang der französischen Waffen, begünstigt durch traurige Umstände, mußte die entscheidende Mitwirkung Preußens verhindern.

Allmählig fieng die Gesundheit der Königin an zu wanken. Im Frühling 1805 verlohr sie ein sehr geliebtes Kind, den Prinzen Ferdinand. Der Schmerz über diesen Verlust vermehrte ihre kränkliche Zufälle. — Sie nahm ihre Zuflucht zu den berühmten Heilquellen von Pyrmont, wohin auch ihr Vater und Bruder kamen, und die Erbprinzessin von Weimar, mit welcher sie eine vertraute Freundschaft errichtete.

Am Geburtstage des Königs (3 August) kam sie nach Charlottenburg zurück, und erfuhr, was ihr Gemahl ihr bis dahin aus zärtlicher Sorgfalt für ihre Gesundheit verschwiegen hatte, daß der Krieg gegen Frankreich beschlossen sey. Die Errichtung des Rheinbundes, und andere fast gleichzeitige Gewaltstreiche Napoleons ließen keinen Zweifel übrig, daß im französischen Kabinet auch Preußens Loos bereits geworfen sey.

Bey Auerstädt und Jena wurde Preußens Schicksal entschieden. Es war so schrecklich als unerwartet; aber eine große Lehre enthüllte sich jetzt den Regierungen und den Völkern. — Sie konnten sich überzeugen, daß einzig durch Herstellung der moralischen Kraft der großen Weltrevolution ein Ziel gesteckt werden möge. Napoleon verfolgte seinen Sieg nicht edelmüthig, sondern mit Hohn und Ingrimm. Er wagte es sogar die Tugend der Königin durch die niedrigste Verläumdung zu beflecken, denn alles Heilige war ihm ein Gräuel, und auf der Stunde seiner Geburt muß auch der Fluch gelegen haben, daß er nie eine Ahndung haben sollte von Frauenehr und Frauenwürde. Aber die Unschuld hat sich auch hier bewährt, und die giftige Lüge ist zu Schanden geworden sammt ihrem Urheber.

Zu Anfang des Monats Dezember waren der König und die Königin bis Königsberg gekommen. Die Nachrichten, welche sie dort aus ihren Ländern er-

hielten, waren höchst niederschlagend, und nirgends her zeigte sich ein Hoffnungsstern. — So vieler und großer Trübsal erlag die Gesundheit der Königin.

Ein Nervenfieber warf sie aufs Krankenlager, und bedrohte ihr Leben. Aber diesmal siegte ihre kräftige Natur, und die Liebe zu den Ihrigen. — Sie fieng an zu genesen, und schon bildeten sich neue Hoffnungen in ihrer Seele, als plötzlich die Nachricht erscholl, daß die Franzosen, sich Königsberg näherten. An einem trüben Wintertage mußte die unglückliche Fürstin über den Strand gebracht werden, in ihrem Wagen liegend, und in Betten eingehüllt. Nach zwey Tagen erreichte sie Memel, wo sie sich nach und nach erholte, im Kreise ihrer Familie und im unwandelbaren Vertrauen auf eine höhere Leitung der Weltereignisse. Besonders wohlthätig wirkten auf sie die vielfachen Beweise von der festen Ergebenheit und Treue ihrer Völker, worüber täglich aus allen Gegenden des Reichs Nachrichten einliefen. Die Schlacht von Friedland zernichtete die kurzen Hoffnungen, und bey den hierauf erfolgten Unterhandlungen zu Tilsit bewies Napoleon abermals die Kleinheit seiner Seele durch seinen unbändigen Haß gegen Preußen, zumal da der König auch im größten Unglück weit entfernt war, sich vor dem hochfahrenden Eroberer zu demüthigen. Es war indeß ein gut gemeinter Rath, den einige treue Diener gaben, daß die Königin ins Hauptquartier gehen, und durch ihre Gegenwart einen leidentlichern Frieden bewirken sollte. Sie war augenblicklich bereit, ein schmerzli-

ches Opfer zu bringen; — und dazu kam auch wohl der Gedanke, im Bewußtseyn ihrer Tugend hintreten zu können vor den giftigen Verläumder. Napoleon empfieng sie nicht ritterlich, sondern mit wenig verhehltem Uebermuth, und unfähig den Werth eines solchen Schrittes zu ermessen. — Preußen mußte den Frieden mit großen Opfern erkaufen. — Folgendes schrieb die Königin darüber in einem Briefe, der eine später in Erfüllung gegangene Weißagung enthält:

„Der Friede ist geschlossen, — aber um einen schmerzhaften Preis. Unsere Grenzen werden künftig bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer — als sein Widersacher. — Nach Eylau hätte er einen vortheilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freywillig mit dem bösen Prinzip unterhandeln, und sich mit ihm verbinden müssen. Jetzt hat er unterhandelt — gezwungen durch die Noth — und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einst Seegen bringen. — Auch hätte er nach Eylau einen treuen Alliirten verlassen müssen, und das wollte er nicht. Noch einmal! — Diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen; das ist mein fester Glaube."

Zu Ende des Jahrs 1807 gieng die Königin mit ihrer Familie wieder nach Königsberg, wo sie im Frühjahr 1808 von der Prinzeßin Louise entbunden wurde. In ihre Seele kam jedoch niemals mehr

die Heiterkeit ihrer frühern Tage. Das schreyende Unrecht, welches Frankreich noch fortwährend gegen Preußen übte, und die Ereignisse in Spanien und Rom konnten wenig Beruhigung geben über die nächste Zukunft. Immer mehr und mehr entwickelte sich Napoleons Riesenplan, eine Universalherrschaft in Europa zu gründen, und das Glück schien jede seiner Unternehmungen wahnsinnig zu begünstigen. Die Königin fand jedoch einen mächtigen Trost in sich selbst; denn ihr Wahlspruch war: Recht, Glaube, Liebe! — und diesen Wahlspruch hatte sie auch auf ein Pettschaft stechen lassen.

Im Dezember desselben Jahres gieng sie mit dem König nach Petersburg, wohin der Kaiser Alexander das königliche Paar eingeladen hatte. Dort fand sie eine Freundin in der Kaiserin Elisabeth, und sagte nachher oft mit Rührung, daß ihr diese Reise eine Freundin zugeführt, die sie nie genug achten könne, und deren große und schöne Eigenschaften sie ewig an sie fesseln würden.

Am 23 Dezember des folgenden Jahres wurde ihr die Freude zu Theil, wieder nach Berlin zurück zu kommen. Sechszehen Jahre früher hatte sie an demselben Tage und in derselben Stunde ihren Einzug in diese Königsstadt gehalten. Die Liebe des Volkes begegnete ihr auf jedem Schritte, und in einer andern Zeit hätte ein neues, schönes Leben wieder für sie erblühen mögen. Aber noch war das Schick-

sal Europens nicht ganz erfüllt, und der Orkan schien nur zu rasten, um dann mit doppelter Zerstörung loszubrechen. Die höhnenden Drohungen Napoleons, wegen des Rückstandes einer unerschwinglichen Kontribution, und die Gewißheit von dem Untergange des preußischen Staates, wenn die französische Uebermacht längern Bestand haben sollte, umdüsterten das Gemüth der edeln Fürstin immer mehr und mehr. Dazu kam einige Zeit hindurch die quälende Besorgniß um das Leben ihrer jüngsten Tochter, die gefährlich krank lag. Sie hoffte einige Erholung zu finden im väterlichen Hause, und gieng nach Strelitz. Dort wurde sie von einem heftigen Brustfieber befallen. Alle ärztliche Hülfe, alle Pflege treuer, liebender Verwandten war umsonst.

Am 19 July 1810 Morgens um 4 Uhr traf der König von Berlin ein, um sie sterben zu sehen. Um 9 Uhr verschied sie. Der König drückte ihr die Augen zu, und holte seine beyden ältesten Söhne herbey, und zeigte ihnen die Leiche der geliebten Mutter. Die Trauer um die Hingeschiedene war allgemein, nicht bloß in Preußen, sondern in ganz Teutschland. Das Leid um ihr Volk hatte ihr edles Herz gebrochen, das fühlte auch der geringste ihrer Unterthanen; und wer im teutschen Lande noch nicht untergegangen war in fremder Schmach, der ehrte die Asche der Todten. Noch jetzt knüpft in der Brust eines jeden biedern Preußen sich jedes schöne Gefühl

für Vaterland, Ehre und Freyheit an das Andenken Louisens, und wird gleichsam dadurch geheiligt, und man kann sagen, ihr Leben sey fortgesetzt worden in den Thaten ihres Volkes.

Du Fromme, kehre wieder
Aus deiner Geisterwelt,
Als Schutzgeist komm' hernieder,
Und bleib' uns zugesellt;
So lang wir rein und treu bewahren,
Was deine letzten Wünsche waren!

2.

Maria Ludovika Beatrix,

Kaiserinn von Oestreich.

Der letzte männliche Sprosse des berühmtesten Hauses Este in Italien, war Herkules der Dritte, Rainald, dessen einzige Tochter und Erbinn an den Erzherzog Ferdinand von Oestreich, einen Sohn Kaisers Franz des Ersten, verheirathet wurdee Sie gebar ihrem Gemahl unter mehrern Kindern auch eine Prinzessinn Maria Ludovika Beatrix, (den 14 Dec. 1787) mit welcher am 6 Januar 1808. Kaiser Franz der zweyte sich vermählte. Auf dieser Fürstinn ruhte der hohe, muthige Sinn ihres Hauses. Ihr Leben auf dem Throne fiel in eine für Oestreich traurige Zeit. Das Jahr 1809 hatte unter neuen und schönen Deutun-

gen begonnen. Europa richtete seine Blicke auf das große Kaiserreich, und in allen Theilen der Monarchie regte sich die muthigste Begeisterung. — Aber Frankreichs Glück siegte auch dießmal. Umsonst war die herrliche Schlacht von Aspern geschlagen worden! umsonst hatte der Erzherzog Johann in Italien sich hohen Ruhm erworben, und bey Sacile die Ehre der östreichischen Waffen gerettet; umsonst hatten Tyroler und Voralberger sich mit einer Kraft erhoben, wie in der neuen Geschichte kein anderes Volk. Die Tage von Wagram und Znaim, und mehr noch jenes unselige Verhängniß, welches so lange über uns gewaltet, zernichtete alle Früchte so gewaltiger Anstrengungen. Die edle Kaiserinn fühlte tief die schmerzlichen Opfer, womit der Friede erkauft werden mußte, und diese Opfer selbst gewährten bey einem übermüthigen Feinde keine Bürgschaft für die Zukunst. — Wohl war ihre Seele stark durch religiöse Ergebung, aber ihre Gesundheit wurde doch durch die herbe Noth des Vaterlandes untergraben.

Napoleon stand jetzt in der vollen Glorie einer durch wahnsinniges Glück begünstigten Macht. Alles beugte sich vor dem Gewaltigen. Die Kaiserinn verlor keinen Augenblick die erhabene Fassung, welche öfter in der Würde des Weibes als in der Kraft des Mannes zu finden ist. Der Welteroberer schauerte in sich zusammen ob solcher Hoheit und solcher Tugend.

Aus den Heilquellen von Böhmen suchte sie Linderung für ihre körperliche Leiden. Alles, was dort aus verschiedenen Gegenden Europa's versammelt war, näherte sich ihrem Kreise mit Liebe, mit Ehrfurcht, mit Bewunderung. Aus jeder Brust stiegen Wünsche für die Erhaltung eines so theuren Lebens zum Himmel auf. Sinnreiche Feste wurden zu ihrer Erheiterung angeordnet, und Göthe dichtete ihr zu Ehren einige liebliche Gesänge. Sie verließ die Bäder unter heißen Segenswünschen, aber auch unter der Besorgniß, der Himmel werde sie nur zu bald zurückfordern.

Im Frühlinge des Jahres 1716 gieng sie in ihr Vaterland Italien, um dort unter dem mildem Einflusse der heimatlichen Lüfte Genesung zu finden. — Die Vorsehung hatte ihr das Höchste gewährt, die Befreyung Europa's von dem Joche der Knechtschaft. Die Erfüllung dieser geliebten Wünsche sollten aber auch das Ziel ihres irdischen Daseyns bezeichnen. Sie erkrankte, wollte nach der Kaiserstadt zurückkehren, und starb zu Verona. Ganz Teutschland trauerte um sie, denn zur Zeit unserer Schmach hatten wir ihren Werth kennen gelernt.

Italia, magst du weinen,
O Land, so Lust erfüllt,
Es kam aus deinen Hainen
Das gnadenreiche Bild? —

Wir haben sie erzogen
So fromm, so stark, so weich,
Wir an der Donau Wogen,
Wie, in dem teutschen Reich.

Die teutschen Klänge drangen
Allmächtig an ihr Herz,
Die teutschen Lieder sangen
Ihr eigen Lust und Schmerz.
Da kam, sie zu verklären,
Das Marterthum der Zeit,
Und ew'gen Kranz der Ehren
Wand ihr das bittere Leid.

Ein leuchtend Himmelszeichen
So schwebte sie uns vor,
Hob aus des Staubes Reichen
Ihr nach uns all empor.
Der Sünder floh verlegen
Vor ihrem reinen Blick,
Und wich von ihren Wegen
Mit Schaam und Grimm zurück.

So sang am Grabe der edlen Kaiserinn ein edler Sänger, der nun auch schon bey den Todten ruht, Max von Schenkendorf. Ach, manches schöne, herrliche Leben ist im Strome der wild bewegten Zeit untergegangen; aber, siehe, die Sterne des Himmels leuchten auch aus dem Strome herauf, und wie tobend er sich empören mag, so muß er doch

wandeln immerdar, und darf nie wiederkehren, — Aber die Sterne Gottes, die er an seinem Herzen trägt, schauen einmal wie das andere herab, und ihre Klarheit kann uns wohl auf Augenblicke entzogen, aber sie selbst mag nie getrübt werden.

3.

Katharina, Königinn von Würtemberg.

Diese edle Schwester des trefflichen Kaisers Alexander wurde am 21 May 1778 zu Czarskoe-Selo geboren. Ihre Erziehung war, wie die aller russischen Prinzen und Prinzessinnen, auf höhere Menschenbildung berechnet, und ihre herrlichen Anlagen entwickelten sich in jenem schönen Verhältnisse, auf welchem hauptsächlich die Harmonie des weiblichen Charakters ruht. In allem ihrem Thun und Denken war Ruhe nnd Klarheit. Sie wurde frühe an unausgesetzte Thätigkeit gewöhnt, und ihr frommer Sinn gab dieser Thätigkeit die edelste Richtung.

Im Jahr 1809 wurde sie an den Prinzen Georg von Holstein Oldenburg vermählt. Der Vater des Prinzen gilt als einer der trefflichsten teutschen Regenten, und sein Geist ruhte auf seinen Söhnen.

Sie gebar ihrem Gemahl zwey Prinzen, die jetzt unter musterhafter Leitung hoffnungsvoll heranblühen.

Im Jahr 1812 brach der verhängnißvolle Krieg aus, der über Frankreichs Weltherrschaft entscheiden sollte. Napoleon hatte seine Bestimmung verkannt, weil er seine Zeit verkannte. Er wollte die Revolution endigen, und an die Stelle der Anarchie die Knechtschaft setzen; denn er hatte gelungene Beyspiele eines solchen Uebergangs in der Geschichte vor sich. Allein es entgieng ihm, daß die Geschichte von gestern nie wieder die Geschichte von heute werden kann, und daß nur gesetzliche Ordnung von Dauer ist, nie aber die Herrschaft der Willkühr. — Sein Zug gegen Rußland regte alle Völkerschaften dieses ungeheuren Reichs auf. Die Prinzessinn und ihr Gemahl bewiesen einen muthigen Geist, der aus der Gefahr Begeisterung schöpfte. Sie rüsteten Krieger aus, besuchten Verwundete und Kranke, und sorgten für die Pflege derselben. Der Prinz wurde ein Opfer seiner Menschlichkeit. Er brachte aus den Spitälern den Keim einer Krankheit zurück, die sein schönes Leben früh und schnell endigte.

Die Prinzessinn ehrte das Andenken des Hingeschiedenen auf eine hohe Weise. Sie fuhr unabläßig fort in dem Werke, welches sie beyde begonnen hatten; sie sprach und handelte, wo es Noth that, für die allgemeine Sache, und ihr Wort und ihr Beyspiel haben gewiß unendlich viel gewirkt.

Unterdessen wankte ihre Gesundheit. Zur Herstellung derselben besuchte sie im Jahr 1813. die Heil-

quellen Böhmens, und gieng von da nach Wien, wo sich zwischen ihr und der ihr gleichgesinnten Kaiserinn, Maria Ludovika Beatrix, ein inniges Freundschaftsband knüpfte. Sie machte jetzt noch einige Reisen, mehr zum Unterrichte als zur Erholung, und überall hatte sie die heilige Angelegenheit der Zeit unverrückt im Auge.

Im Jahr 1816 vermählte sie sich in zweyter Ehe mit dem jetzigen Könige von Würtemberg, der als Kronprinz so muthig und einsichtsvoll für die teutsche Sache gestritten.

Sie saß nur kurze Zeit auf dem Königsthrone, aber wenn man ihr Tagewerk überschaut, so muß man ausrufen: Sie hat lange gelebt!

Wie wenige ihrer Zeit und ihres Standes erkannte sie die hohe Bestimmung der Frauen, zu helfen, wo es Noth that, und die Hülfe selbst zur fortdauernden Wohlthat zu machen.

Sie sah die Hauptübel unserer Zeit; hier bittere Armuth in dumpfe Trägheit versunken; — dort Reichthum, der sich in unsinnigen Genüssen erschöpft. Während sie durch die Einfachheit ihres Lebens die Thorheit der Reichen bestrafte, bot sie dem Dürftigen die Hand, um sie zur Thätigkeit und zum Erwerb zu ermuntern, und so die verlorne Würde der Menschheit in ihnen wieder herzustellen. Sie sorgte

für Arbeit, für die Erziehung verlassener Kinder; sie stiftete eine Spitalkasse für das Gesinde. Daß sie in den Tagen des herbsten Mangels Tausende genährt und gekleidet, ist nur ihr kleinstes Verdienst; aber daß sie Tausende durch ihre zweckmäsigen Anstalten wieder für die Gesellschaft gewonnen, daß sie die Verwahrlosten zurückgeführt zum Glauben an Recht und Ordnung', daß sie die Sittlichkeit des Volks auf den einzigen haltbaren Eckstein, auf die Achtung für Eigenthum zu gründen gesucht, das ist das herrlichste Juwel in ihrer strahlenden Krone. — Wer da weiß, was das Beyspiel auf dem Throne wirkt, der, nur der allein, kann den Werth ihrer Bestrebungen ermessen.

Sie starb eben so schnell als unerwartet am 9. Januar 1819, und ihr Tod war das Zeichen allgemeiner Trauer. Es war ein Verlust nicht nur für Württemberg, sondern für das gesammte teutsche Vaterland! —

Sie hinterließ dem Könige ein theures Andenken in zwey Prinzessinnen.

Wenn Engel auf der Erde wallen,
So geht ihr Gang gar schnell dahin:
Doch da, wo ihre Schleyer fallen,
Muß lange noch ein Eden blühn.

Aloys Schreiber.

XXIV.

Gedichte.

1.

Der Herold.

(Bey Kaisers Franz Ankunft am Rhein.)

Als Stimme der Völker zu Krieg und zu Frieden
Durcheil ich die Erde nach Nord, Süd, Ost, West;
Darf nimmer verweilen, darf nimmer ermüden,
Im Fluge nur schauen, was schauen sich läßt.
He! Holla! Herr Landsmann! für wen diese Feyer,
Für wen dieser Jubel? Mit Gunst gebt Bescheid! —

„Das wißt ihr nicht" schallt es entgegen „zum Geyer,
Ihr wüßtet nicht, und doch ein Teutscher ihr seyd? —
Zum erstenmal weilet in unserer Mitte
Des Vaterlands bester und vorderster Mann;

Ihm sind in Pallästen und Lager und Hütten
Die Angeln der Herzen weit aufgethan.
Die Welt ihn nur nennet den Treuen und Guten.
Nun wißt ihr's. Ade! mögt weiter euch sputen!" —

Mit nichten, wenn das ist, da weil' ich fürbas
Und leer' auf das Wohlseyn unsers Kaisers ein Glas;
Denn traun, ihr braucht weiter nimmer zu melden,
Daß Franz dem Geliebten die Namen nur gelten.
Ihn schmückt sein Gemüth noch mehr als die Krone,
Er schwichtigt den Neid, fernt Argwohn und Zwist;
Vertrauen der Völker und Fürsten zum Lohne
Als Bundesgewähr ihm geworden ist.
Nun reit' ich so rascher, verkünde die Mähre,
Was hier ich gesehen, dem harrenden Heere.
Bald kehr' ich mit Siegesberichten zurück;
Denn Kraft im Bunde mit Milde birgt Glück.

Alb. Friederich.

2.

Bundesgesang der Teutschen.

Was schaaret ihr Krieger aus Ost und aus West
Am Rhein euch verbrüdert zusammen?
Was hält euch im Bunde so innig und fest,
Durchglüht euch mit Opfertods Flammen?
Es ist der Menschheit heiliges Recht;
Zu edel, zu gut dünkt ihr euch zum Knecht.

Weg schwindet der kleinliche Hader und Harm,
Der Teutschlands Stämme gespalten.
Der Einigkeit Kraftgefühl stählt ihren Arm,
Die Nation will verjüngt sich gestalten;
Will nicht dulden das fesselnde Fremdlingsgebot,
Und frey wieder werden durch Sieg oder Tod.

Willkommen, ihr Krieger aus Nordens Gefild,
Die gleicher Beruf uns vereinet!
Heil, Heil eurem Herrscher, hochsinnig und mild,
Wenn er rettend für Teutschland erscheinet!
Wir folgen mit euch dem Drey=Adler=Panier;
Uns treibet nicht Raub, noch Eroberer Gier.

Der Oelzweig windet sich um unser Schwert,
Auf! Gott hat den Sieg uns beschieden.
Was die Menschheit verblutend zu lang schon entbehrt,
Das erkämpfet uns: Freyheit und Frieden!
Und von Tajo's Glut zu Borysthenes Eis
Trennt nimmer der Bund sich um mindern Preis.

So zieht denn, ihr Kämpfer, in heiligen Streit
Auf Lorbeer umschatteten Wegen.
Vom Lenker der Schlachten erflehen wir heut'
Aus Fülle des Herzens euch Segen.
Hoch bringen wir's eurem Wohlergeh'n,
Von Hoffnung ermuthet zum Wiederseh'n.

Und hat euch bald Ehre, hat Sieg euch gekrönt,
Empfängt euch das Vaterland wieder,
So werd' euch die Heimkehr von Sehnsucht verschönt,
Willkommen! durchjuble die Glieder,
Die Treue, sie führte den Heldenlauf,
Die Liebe, sie hörte mit Trennung nicht auf.

A. Friederich.

3.

An die Teutschen.

(Im Jahr 1815.)

Bauen wollt ihr unsern Todten
Ein recht stattlich Monument,
Ach, und fühlt nicht, daß der Boden
Unter unsern Füssen brennt.

Nur begonnen, nicht vollendet
Ist das große Weltgericht;
Und wohin der Blick sich wendet,
Leuchtet nur des Blitzes Licht.

Aus der Ynka's Felsengrüften
Steigen bleiche Schatten auf,
Särge schweben in den Lüften,
Flammenschwerter liegen drauf.

Greise Väter steh'n und fragen:
Gaben wir der Kinder Leib,
Daß die Würmer mögen nagen
Waidlich und zum Zeitvertreib?

Unter Zucken wirft die Erde
Ihre alten Gäste aus,
Daß für neue Raum dort werde
In dem ewig finstern Haus.

Und es schrecken keine Zeichen,
Herz und Sinne sind bethört;
Ob der Sturm auch von den Eichen
Wild herab die Blätter stört.

Meynt ihr, eure Götter kehren
Wieder zum entweihten Hain?
Meynt ihr ernstlich, sie zu ehren
Mit gefärbtem Opferwein?

Sagt, wer hat den Fels gespalten,
Wo der Hort verborgen lag?
Wer die Wage hoch gehalten
An der Völker großem Tag?

Gieng nicht eine Feuersäule
Durch die Nächte vor uns her?
Wahrlich am verworr'nen Knäule
Gab es keinen Ausgang mehr.

Einen Eckstein müßt ihr hauen,
Nah' sonst ist des Hauses Fall;
Eine Mauer müßt ihr bauen
Von den Teutschen Schwertern all.

Und es muß die Mauer reichen
Rings um Teutschlands heil'ge Wacht!
Noch ein Wall von Feindesleichen
Ist, wenn's Noth thut, bald gemacht.

Aloys Schreiber.

4.

Lied
an die Freyheit.

Höchstes Gut auf Gottes Erde,
Freyheit! uns aus besserm Land,
Daß der Mensch veredelt werde,
In die Welt herabgesandt;
Deiner Hand entströmet Segen,
Deinem Athem Himmelslust.
Edler Geist! dein mächtig Regen
Fühlen wir in unsrer Brust.

Chor.

Millionen Kreaturen,
Menschen, die im Staube geh'n,
Engel, die am Throne steh'n,
Fühlen deine Segensspuren.

Treu in deinem Bunde leben
Tugend und Religion,
Denn zu deinem Lichte heben
Sie hinauf den Erdensohn.

Eitle Weltlust zu verachten,
Leihen sie uns Muth und Kraft,
Daß wir nicht in Fesseln schmachten
Einer wilden Leidenschaft.

Chor.

Laßt die Fesseln uns zerreissen!
Nur, wer gut und edel denkt,
Wer der Weltlust Ketten sprengt,
Dieser nur ist frey zu heissen.

Helden weihen dir im Kriege
Ehrenvoll ihr Gut und Blut;
Für dich, denn du führ'st zum Siege
Stirbt der Mensch mit Heldenmuth.
Wenn die bange Mutter weinet,
Daß ihr Sohn nicht kehrt zurück,
Deine Sonne, wo sie scheinet,
Trocknet ihren Thränenblick.

Chor.

Durch dich wird der Schmerz bezwungen;
Manchen Sieg errangst du schon;
Auf der Flur von Marathon
Hast die Krone du errungen.

Ernst und furchtbar auf Despoten
Blickte stets dein Angesicht;
Wo die Menschheit sie bedrohten,
Säumte deine Rache nicht.

Blutbefleckte Cäsarn schauern,
Wo dein Dolch herniederblitzt;
Deines Zornes Pfeile lauern,
Wo ein frecher Geßler sitzt.

Chor.

Ja dein Donner hallet wieder
Furchtbar durch die ganze Welt;
Lächelnd schaut vom Sternenzelt
Wilhelm Tell und Brutus nieder.

Nicht mit eitlem Simmer prahlet,
Nicht mit leeren Namen nur,
Deine Sonne, — Nein! sie strahlet
Warm und segnend auf die Flur.
Republiken, Monarchieen
Sind nur Namen; du willst mehr,
Menschenrechte sollen blühen
Fröhlich um die Völker her.

Chor.

Keine Namen! — Menschenrechte
Soll die Freyheit uns verleihn.
Bey der Freyheit falschem Schein
Quält ein Marat seine Knechte.

Eintracht unter Nationen,
Unter Bürgern Fried' und Ruh',
Und der guten Fürsten Thronen,
Edle Freyheit! schützest du.

Wo du in den Fürsten lebest,
Da keimt eine gold'ne Zeit;
Wo du um die Thronen schwebest,
Blühet Lust und Seligkeit.

Chor.

Weint des Dankes fromme Zähren
Auf der Antonine Grab!
Die uns Gott zu Vätern gab,
Laßt uns ewig sie verehren!

Auf der Flur, die wir bewohnen,
Blühe Freyheit hoch und hehr!
In Europens freyen Zonen
Geb' es keine Knechte mehr!
Drüben in Kolumbus Lande
Sterbe auch die Tyranney!
Brüder zu der Menschheit Schande
Winseln dort in Sklaverey.

Chor.

Ja in Fesseln schmachten Brüder
Dort, entfernt von Weib und Kind;
Gebet, da sie Menschen sind,
Ihnen ihre Freyheit wieder!

Deine Keime zu verderben
Trachtet oft die Schmeicheley;
Doch für dich, o Freyheit! sterben
Müße jeder, wer er sey.

Preisen müssen dich die Musen;
Und spricht dir die Bosheit Hohn,
Dann aus freyer Månner Busen
Donn're du von deinem Thron!

Chor.

Brüder! edler ist's, zu sterben
Für die Menschheit groß und frey,
Als durch niedre Schmeicheley
Sich und and're zu verderben.

Einst auf unsrem Sterbebette
Soll dein Bild noch um uns steh'n!
Freyheit! auf der Todesstätte
Soll dein froher Athem weh'n!
Knechtisch ist's, mit Angst und Grauen
Auf die Kirchhofhügel seh'n;
Freye müßen mit Vertrauen
Muthig zur Vollendung geh'n.

Chor.

Auf das Sterbebett' hernieder
Leuchte du in deiner Pracht!
Dämmert unsre Todesnacht,
Stärke uns und unsre Brüder!

Friedr. Sonntag.

5.

Edler Trotz.

Zum wilden Sturmwind sprach die Küsteneiche:
„Der Thalgrund ist von meinen Zweigen voll.
Warum verschonest du die Rosensträuche,
Und dräust Verderben mir in deinem Groll?“
— Ich schwur, den Stolz mit Untergang zu lohnen,
Der kühn mir widersteht; zum Beyspiel, dir;
Jedoch der schwachen Pflanze mild zu schonen,
So demuthsvoll sich niederwirft vor mir.
Entwurzlung, ja Zertrümm'rung zu verhüten,
Wirf nieder dich in Staub!“ — Die Eiche spricht:
„Wohl kann ich fallen unter deinem Wüthen;
Allein vor dir mich niederwerfen nicht.“

Haug.

6.

Armoran.

Im kühnen Streit sank auf der Ehre Bahn
Für's Vaterland an tödtlich tiefer Wunde,
Der Schotten Stolz, ihr Feldherr Armoran;
Er sagte noch in seiner Todesstunde:
„O weinet nicht! Bezähmt das Wehgefühl!
„Stürzt in die Schlacht! Singt ahnend Siegeschöre!
„Ihr Barden, singt auf gold'nem Saitenspiel
„Von meinem Tod zu meines Namens Ehre."

„Verfolgt den Feind mit Löwenkraft und Glück!
„Besiegt, ja todt lieg' er in grauser Stille!
„Dann, — früher nicht — Gefährten, kommt zurück,
„Und übergebt der Gruft des Freundes Hülle.
„Am Fuß des Bergs, wo meine Wiege stand,
„Soll nun mein Sarg mir steten Nachruhm schaffen,
„Behängt mein Grab — ich hasse Flittertand —
„Mit feindlichen von Blut bespritzten Waffen."

„Rächt Armoran!" — Er starb mit diesem Wort,
Starb — unter ihm die Waffen — groß und muthig.
Der Freunde Schaar, baut unter Zähren dort,

Throphäen auf, halb glänzend und halb blutig.
Seit jenem Tag sieht man im Mondenstrahl,
Wo die Gebirg' in Wolken sich erheben,
Held Armoran, zum Schlachtgefild im Thal,
Herunter dich in lichter Rüstung schweben.

Haug.

7.

Ruth an Naemi,

oder

die getreue Liebe.

(Vergl. Buch Ruth, Kap. 1. V. 16. u. 17.)

Wehmuthsvoll und weinend willst du scheiden,
Ewig flieh'n aus meinem Angesicht. —
Liebe Seele! in dem Drang der Leiden
Spricht mein treues Herz: wir scheiden nicht!

Jedes Erdenloos mit dir zu theilen,
Dieß versüßt des Lebens herben Schmerz;
Ewig nur in deiner Nähe weilen
Möchte gern mein tief bewegtes Herz.

Sieh' das Land dort, das im Sonnenglanze
Hell und schön vor deinem Blicke schwebt,
Wo aus des Gewölkes Silberkranze
Libanon sein prächtig Haupt erhebt!

Dorthin dränget mich mein Herz zu fliehen
Mit dir in dein theures Vaterland.

Dort auch waltet — (laß uns freudig ziehen!)
Mein und deines Gottes treue Hand.

Trockne deinen Thränenblick im Leide!
Dir zu folgen ist mein Herz bereit;
Denn uns glänzt der schönste Stern der Freude
Aus dem Grab in stiller Seligkeit.

Bald und willig geb' ich, was ich habe,
Selbst das Leben meinem Gott zurück.
Ruh' ich nur mit dir in Einem Grabe,
Liebe Seele! welch ein großes Glück!

Fried. Sonntag.

8.

Die Farben der Elemente.

Wie das Wasser schnell zum fernen Lande
Und sodann zum großen Weltmeer dringt;
Strömt auch uns're Lebenszeit zum Rande,
Wo sie in die Ewigkeit versinkt.
Keine Farbe schmückt des Wassers Wogen,
(Trostlos ist an sich die eitle Zeit);
Aber hoch herab vom Himmelsbogen
Winkt ein Bild in froher Heiterkeit.

Wenn der Strom ins große Weltmeer sinket,
Und die Fluth sich dränget rasch und wild,
Blau am hohen Sternenzelte winket
Uns der Treue ewig schönes Bild.
Trauernd steht der Mensch an Todtengrüften,
Wenn ein Leben wieder untergeht;
Freudig schaut er zu den blauen Lüften,
Wo das Bild von Gottes Treue steht.

Und wie manche Thräne hier auch fliesse
Auf dem rauhen Weg zum ernsten Grab;
Schafft die Liebe doch zum Paradiese

Diesen Weg mit ihrem Zauberstab.
Darum schwingt so majestätisch-prächtig
Zu dem Himmel sich des Feuers Roth;
Seine Farbe spricht so laut und mächtig:
„Liebet, Brüder! euch bis in den Tod!"

Ja, was sterblich ist, das muß vergehen;
Unsre Väter deckt ein Leichenstein.
Doch die Hoffnung blickt zu Gottes Höhen,
Und sie schließt kein Todtenhügel ein.
Freundlich in der Hoffnung grünem Kleide
Lächelt uns die Mutter Erde an;
Auferstehen wird ein Tag der Freude,
Wo kein Kummer mehr uns treffen kann.

Großer Geist, den alle Welten ehren!
Freudig seh' ich deiner Wahrheit Spur;
Du enthüllst mir deine hohe Lehren
In dem großen Schauplatz der Natur.
Zwar dein göttlich Wesen zu ergründen,
Das vermag kein menschlicher Verstand;
Aber Glauben, Lieb' und Hoffnung finden
Kann ein kindlich Herz in deiner Hand.

Fr. Sonntag.

9.

Epigramme.

Die Zahl entscheidet nicht.

Mit kaum dreytausend im Feld
Den Türken gegen über gestellt,
Schlug Markgraf Ludwig der Held
Wohl sechszehntausende. — Wie? —
Er hatte mehr Männer als sie.

An Parasit.

Wiss', ein holdes Weib und Kinderlein,
Freunde, Haus und Garten — da ist mein! —
Adeliche Gönner nicht allein,
Und das von und Rang und Titel — nein!
Ein Couvert sogar bei Hof ist dein.
Scheine glücklich! Mich laß glücklich seyn.

Liebe.

Wohl kann euch ein gemalter Sturm ergetzen,
Doch würdet ihr euch auf dem Meer entsetzen,
Wenn ein Orkan, wildbrausend, euer Schiff
Wärf' an ein Felsenrif.

So nährt euch in Romanen und Gedichten
Die Liebe mit beglückenden Gesichten;
Jedoch, wenn euch der Liebe Pfeil versehrt,
Wird Lust in Leid verkehrt.

Gang im Winter.

Entlaubt die Gärten, verödet die Wälder,
Die Vögelein stumm, und eisig die Felder!
Der Winter despotet überall,
Doch wall' ich zu meiner Schäferinn Thal.

Ob rings auch der Sturmwind heul' und ergrimme,
Dein Stimmchen ist süßer als Nachtigallstimme.
Hüll' auch der Himmel in Wolken sich ein,
Dein Blick ist mir ewiger Sonnenschein.

Haug.

10.

Ode an Blücher.

Auf zur schimmernden Höh' deiner Unsterblichkeit
Blickt mein schüchternes Aug'; aber im Adlerflug,
Der zum Aether sich schwingt, hebt sich mein bebendes Herz
Zu dir, Retter Germaniens!

Dort auf Leipzigs Gefild — Blücher! auf Waterloo's
Blutgedüngeter Flur rangst du im Schlachtgewühl
Den Unsterblichen gleich, welche entnommen der Angst
Freyheit athmen und Seligkeit.

Ha! wie schwebte das Bild deiner Teutonia
Einst so bange vor dir, als es das Höchste galt,
Als die Mutter empor, weinend, die Säuglinge hob,
Fordernd Rach' und Gerechtigkeit.

Als vom Tajo-Gestad bis zu dem Wolgastrom
Das unschuldige Blut, welches vergeudet ward,
Von entweiheter Erd', Blücher! zum Himmel hinauf
Vor dir klagend um Rache schrie.

Da entbrannte dein Herz, ringend in Todesnacht,
Bis der Morgen erstand, lieblich wie Sonnenglanz,
Und der zürnende Geist Hermanns in höherer Welt
Mit uns wieder versöhnet war.

Wie der Engel Gesang droben im Vaterland
Mit entzückender Harf' Leben und Himmelslust
In den Seelen erweckt, sang der erwachende Tag,
Und sie hörten's an Gottes Thron:

„Heil und Friede mit dir, edle Teutonia,
„In der Hütte des Volks, wie auf dem Fürstenthron,
„Du ehrwürdiges Land, welches in heiliger Erd'
„Schills und Braunschweigs Gebeine deckt!"

„Freyheit blühe hinfort schön auf des Vaterlands
„Gottgesegneter Flur; — Menschen und Brüder seyn
„Heißt das Weltgericht euch! Möge sein flammendes Schwert
„Nimmer Funken der Rache sprüh'n!"

„Möge nimmer in dir sprossen der Zwietracht Keim,
„Jena Hydra erstickt ächtzend im Trümmerrauch
„Und im Völkergedräng! Nimmermehr blutroth ein Tag
„Dämm're, wie er bey Wagram war!"

„Und wer rühmlich gekämpft, wer als ein teutscher Mann
„Nicht bloß ärmlichem Sold Leben und Blut geweiht,
„Wer wie Blücher gekämpft, reiche Teutonia ihm
„Jetzt den heiligen Siegeskranz!"

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Ja die herrlichste Kron' reichte Teutonia;
Durch dein silbernes Haar flocht sie den Lorberr dir,
Nicht mit Sünden befleckt, aber mit Thränen benetzt,
Die dein Vaterland froh geweint.

Zwar mit klagender Stimm' jammert die Mutter jetzt
Horch! Teutonia klagt, Blücher! an deinem Grab; —
„Vater Blücher nicht mehr!" ruft sie, und trauernd mit ihr
Weint Borussiens Heldenschaar.

Aber muthig, mein Geist, schaue zur Sternenbahn!
Und das tröstende Lied, strömend aus freyer Brust;
Nie durch Knechtschaft entweiht, dringe mit mächtigem Klang
Durch die Gauen Germaniens!

Wenn im Sturme der Zeit welket die Rosenpracht
Wenn die Jugend erbleicht — wenn wie die Erdenscholl
Den Tyrannen zerfällt ihr Monument in den Staub,
Und Jahrhunderte nicht mehr sind;

Dann am Himmelsgewölb glänzet Orion noch!
So strahlt, Blücher! dein Ruhm hell aus der Todesnacht.
Schläft dein Sänger im Grab, singen Jahrtausend dir,
Dir, o Retter Germaniens!

Friedrich Sonntag.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sommerlatt, Christian Vollrath von

Züge teutschen Muthes und Hochsinns nebst einigen Gedichten verschiedenen Inhalts Mit 4 Kupfern

Bd.: 1. - VIII, 240 S. : 4 Ill.

Ulm 1823

H.misc. 365 i-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739711-7